

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Zwei deutsche Weltflugretords!

Reinhold Böhm bleibt 24 Stunden in der Luft.

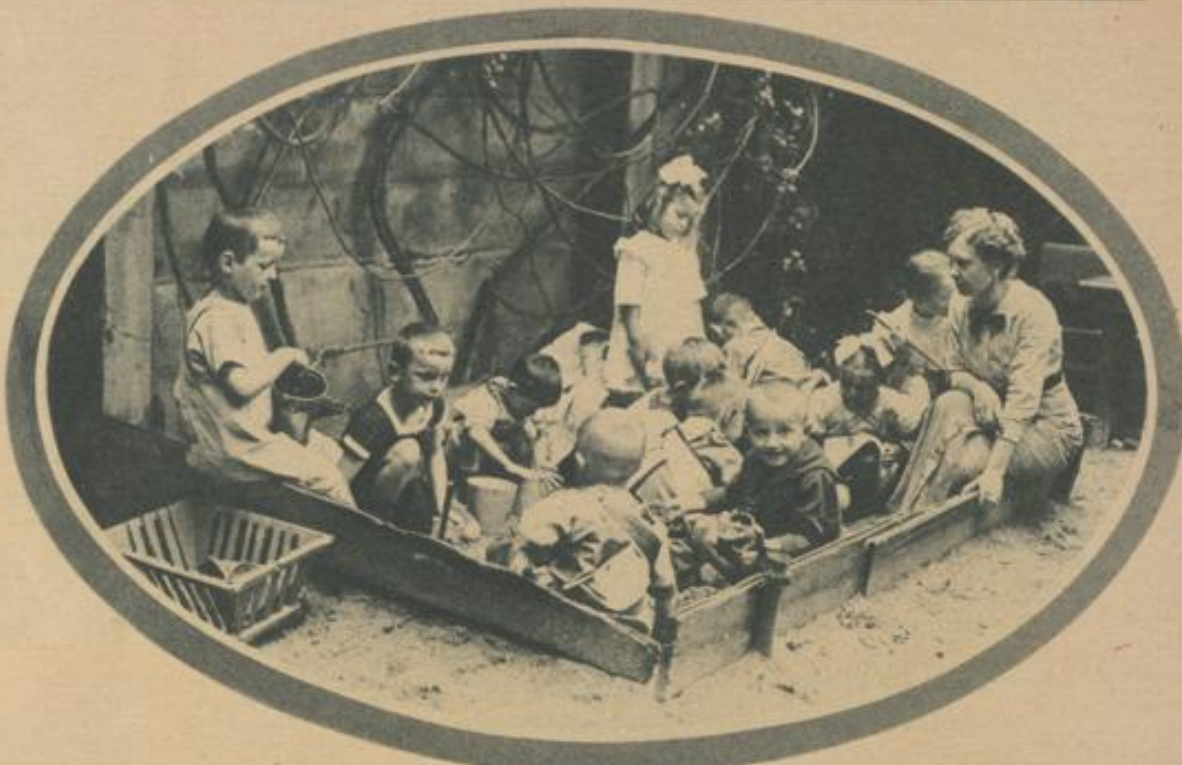
Linnefogel fliegt 6600 Meter hoch.



1. Reinhold Böhm wird nach seiner Landung durch ein Hurra begrüßt. 2. Linnefogel, der von 5000 Meter Höhe an Sauerstoff zu sich nehmen mußte

Die Zurückgebliebenen.

Wenn die Sonne es immer besser mit uns meint, beginnt die große Nacht aus der Stadt für alle die, die das nötige Kleingeld dazu haben. Aber das sind nicht so viele, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Hunderttausende müssen hierbleiben und mit ihnen Hunderttausende von Kindern, denen eine Erholung nötiger gewesen wäre als manchen, die da hinausziehen. Nun hat man in den letzten fünf Jahren an allen Orten hart gearbeitet, um schwächlichen, unbemittelten Kindern eine Sommerfrische zu ermöglichen. In den Ferienkolonien ist eine Einrichtung geschaffen worden, die segensreich gewirkt hat und noch wirkt. Aber auch sie kann nicht allen helfen, auch hier ist es immer wieder nur ein Bruchteil, der die Vorteile genießt. Das soziale Gewissen, das ja in unserer Zeit mächtig zu erwachen beginnt, hat sich aber auch den nun endgültig „Zurückgebliebenen“ gegenüber verpflichtet gefühlt. Für die Ferien werden Spielflächen eingerichtet und Spaziergärten unter Führung von Lehrerinnen und Lehrern unterhalten. Besonders Berlin tut in dieser Hinsicht sehr viel für sein Kleinvolk. Unsere Aufnahme zeigt ein anmutiges Bild eines Ferienkinderspielflaches. Hier haben sich die Kleinen unter Aufsicht einer freundlichen Lehrerin auf dem Sandhaufen zusammengesammelt und sind so eifrig beim Spiel, daß sie den Photographen kaum bemerkt zu haben scheinen. In den folgenden Jahren wird die Ferienorganisation für alle die Kinder, die nicht in die Sommerfrische können, gewiß noch weiter ausgebaut werden.



Die Zurückgebliebenen.

Phot. H. H. H.



Fritz Odemar als „Falkner“.

Frä. Rolf Hartmann als „Dortchen Lakenreißer“.

Von den rheinischen Goethefestspielen in Düsseldorf.

Die Mundhöhle als elektrisches Element.

Ein Abenteuer, wie es wohl noch niemand erlebt hat, ist jüngst einem französischen Ingenieur widerfahren. Der Ingenieur sah, wie er selbst im „Journal“ erzählt, an seinem Schreibtisch und arbeitete. Es brach ein heftiges Gewitter los, in nächster Nähe seines Hauses schlug der Blitz ein, und er merkte in seinem Zimmer, ja selbst an seinem Körper Zeichen der elektrischen Entladung; die Luft roch stark nach Ozon und der Speichel in seiner Mundhöhle nahm einen starken Geschmack an, was er auf die elektrische Entladung zurückführte. Daß er damit auf der richtigen Spur war, stellte sich bald heraus. Als er sich nämlich an den Frühstückstisch setzte und die Gabel an den Mund führte, verspürte er einen heftigen Schmerz, als ob ihm eine starke elektrische Entladung durch den Mund gegangen sei. Es zeigte sich, daß er dabei eine Art Abschürfung oder Verbrennung an der Lippe erlitten hatte, die über zwei Zentimeter lang war. Er erklärt sich die merkwürdige Erscheinung folgendermaßen: im Grunde hat er zwei Zähne mit Goldkapseln; dieses Gold und das Metall der Gabel wirkten nun vermittelst des veränderten Speichels ähnlich wie ein elektrisches Element. Die Verantwortung für die Wichtigkeit dieser sonderbaren Sache muß man natürlich dem Ingenieur überlassen.



Neueste Aufnahme der Kronprinzessin Cecilie mit ihren drei ältesten Söhnen im Pongripann.

Phot. H. H. H.



Pauline Hühfeld, geb. Böding.
Eine Veteranin aus dem deutsch-französischen Krieg.

Pauline Hühfeld, geb. Böding, die den Feldzug 1870/71 als Vorsteherin der freiwilligen Krankenpfleger des Frauenvereins Saarbrücken mitmachte und vielfach ausgezeichnet wurde, ist in Stuttgart im 81. Lebensjahr gestorben.

Freiwillige für Albanien.

Dem Fürsten von Albanien gehört nicht mehr viel von seinem Land. Er sitzt inmitten höchst unerquicklicher Zustände und es hat fast den Anschein, als sollte sich in dem von den Mächten neugeordneten Ländchen eine Art geschichtlicher Tragikomödie vollziehen. Auf die eingeborene Bevölkerung ist wenig Verlaß. Sie scheint nur dann von Kraft und Ausdauer befeelt zu sein, wenn es gilt, eine Kuh zu fischen, hat aber schon oft versagt, wenn es hieß, dem Feinde entgegenzutreten. Die diplomatischen Schwierigkeiten verhindern vorberhand die Mächte, einfach die Truppen aus den Kriegsschiffen landen zu lassen, die Rebellen zur Raifon zu bringen und eine Grundlage für geordnete Zustände zu schaffen. Wenn Durazzo sich bisher so tapfer gehalten hat, so ist das nicht etwa den Mirditen zu verdanken, die auf den Wällen liegen und in die Luft knallen, sondern vor allem jenem kleinen Häufchen von Europäern, die selbst gediente Soldaten, die mörderischen Schnellfeuer-Ge-

schütze zu handhaben wußten und damit den Rebellen das Herankommen an die Residenz gründlich verletzten. Der Mangel an geeignetem Militär macht es natürlich dem Fürsten willkommen, wenn sich eine Schar abenteuerlustiger junger Leute in der Welt findet, die gewillt sind, als Freiwillige unter die albanische Fahne zu treten, um dem Fürst aus der Klemme zu helfen. Noch weiß man nichts Bestimmtes über die Zusammensetzung dieses Freiwilligen-Korps, aber es scheint, als ob sich darunter doch eine Anzahl von Leuten befindet, die das Ländchen brauchen kann. In verschiedenen Hauptstädten Europas haben sich Werbe-Büros gebildet, und wenn die Werber auch auf Schwierigkeiten gestoßen sind, obwohl sie nur ausländische gediente Soldaten anwerben können, so ist doch eine kleine Schar beisammen, die dem Fürsten nützlich sein kann. Die meisten Freiwilligen scheinen sich in Wien gemeldet zu haben, denn der Wiener Bildhauer Gruschner, der in Wien das Werbe-Büro eröffnet hatte, ist nach Berlin gekommen, um, wie er behauptet, dem Ansturm der Freiwilligen zu entgegen. 5000 hätten sich gemeldet, und nur siebenzig hat er nach Durazzo



Die Ausbootung der ersten Freiwilligen für Durazzo.

Wenn es schnell gehen soll!

Der Zeherlehrer hatte schon lange Inseratenwunsch fürs Morgenblatt gemeldet, da kam noch jemand an den Schalter gerannt und gab zwei Inserate auf, die noch unbedingt mit mußten.

Na, man macht, was man kann.

Der Metteur zerschchnitt also die Manuskripte und verteilte die einzelnen Teile an mehrere Zeher.

Die Form wird geschlossen; schnell eine Korrekturfahne abgezogen. Form unter den Kalandar, Mater in die Stereotypie, Platten in die Bierrollenmaschine und was hatte, was kammte losgebrummt.

1500 Exemplare waren schon mit der Post nach Berlin, da kam schreckensbleich der alte Korrektor angelaufen: „Aufhalten, aufhalten! Um Gottes willen.“

Und dann las man:

Graf (Aradel, Offizier a. D.)

Gesund auf den Beinen, wundervolles Exterieur, 1,70 Meter Wandaß, fromm und ausdauernd, wird in gute Hände für 500 Mark verkauft. Gesl. Offerten unter „Wallach 1313“ an d. Exp. d. Bl. erbeten.

Reitpferd.

50 Jahre alt, aber bedeutend jünger aussehend, mischfärbig, heiteren Temperaments, jedoch unvermögend, sucht sich baldmöglichst mit sehr vermöglicher Dame glücklich zu verheiraten. Gesl. Offerten unter „Großes Glück 1314“.



Der Oberhofmeister des Kaisers
Graf von Mirbach
tritt von seinem Posten zurück.

senden können. In Durazzo sind für die Freiwilligen Truppe bisher hundert Deutsche und Österreicher eingetroffen, die der Fürst für einen Monat verpflichtet hat. Vielleicht gelingt es ihm mit diesem Haufen Draufgänger, die verfahrenen Zustände wenigstens etwas wieder ins Geleise zu bringen. An persönlichem Mut dürfte es dieser Truppe, die ja Abenteuerlust treibt, nicht fehlen.

Nach den letzten Meldungen soll die rumänische Regierung einem Bankier in Durazzo die finanzielle Ermöglichung der Entsendung eines 3000 Mann zählenden rumänischen Freiwilligenkorps übertragen haben. Das Geld spielt nämlich bei dieser ganzen Bewegung keine geringe Rolle, und es sind sogar schon Meldungen gekommen, in denen direkt davor gewarnt wird, sich nach Durazzo anwerben zu lassen, da eine ganze Anzahl der Geworbenen in Durazzo sitzt, ohne daß sie einen Pfennig Geld erhielten, und die Freiwilligen haben natürlich das Recht, etwas mehr Sold zu verlangen, als ihn ein frisch gebadener Rekrut bei uns bekommt. Außerdem kostet die Unterhaltung einer solchen Truppe auch einige Groschen, die in Albanien ohne fremde Hilfe kaum aufzutreiben sein werden.



Professor Dr. Georg Kampffmeyer.
Der bekannte Marokkoforscher und Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen vollendete sein 50. Lebensjahr.



Kammerjäger Weil (Stuttgart)
ist von Amerika zurückgekehrt. Er geht nur noch auf Gastspielreisen.

Die Gewinnung und Verarbeitung des Bernsteins.

Frau Mode, diese launenhafte Dame, die alle Erdteile beherrscht, macht sich nicht nur die Kleiderkünstler zu Sklaven, auch die Verfertiger modernen Schmuckes sind ihr unterworfen, denn bald ist nur Gold, bald nur Silber, bald Alt- und bald Neusilber in Mode. Und all den Wünschen müssen die Schmuckkünstler der heutigen Tage Rechnung tragen.

Bernstein ist zu allen Zeiten und in allen Ländern modern gewesen, Bernstein beherrscht auch heute die Mode, wenn auch seine Verwendungsarten im Laufe der Zeit andere geworden sind. Im Museum der Kgl. Bernsteinwerke in Königsberg befinden sich Bernsteinfunde aus dem Jahre 800 nach Christus und Kirchengüter, verfertigt aus Bernstein aus dem Mittelalter. Mannigfaltiger in Form und Gestalt und Schliff wurden die Bernsteinschmuckstücke im 17. und 18. Jahrhundert. Die Heimat des Bernsteins ist Ostpreußen, die Samlandküste, an der er in mannigfacher, für den Laien interessanter Form gewonnen wird. Bevor man ihn in der sogenannten blauen Erde ent-



Beim Bernsteinfischen.

deckte, war es ein guter Nebenverdienst für die Fischer des Samlandes, die nach stürmischen Tagen und Nächten mit ihren riesigen Rastern an die See eilten und nun den Bernstein, der zumeist im Seetang eingewickelt ist, aus den aufgeregten Wellen fischten. (Siehe Bild.) Reich war die Beute nach der mächtigen Sturmflut im Januar 1914, die an der gesamten Ostseeküste so schweren Schaden anrichtete, den Fischern aber Bernstein in großer Menge an den Strand warf. Die rechtliche Stellung des Bernsteins ist eigenartig, denn das alleinige Nutzungsrecht hat sich der preussische Staat gesichert, an den alle Bernsteinfunde abgeliefert werden müssen und der den Bernstein dann in seiner Fabrik bearbeiten und verarbeitbar machen läßt. Den Fischern wird der Wert des gefundenen Bernsteins in Bar vergütet; die Bestimmungen werden so scharf gehandhabt, daß es andere Firmen nicht wagen, Bernstein von Fischern zu eigener Verarbeitung zu erwerben. Wie schon oben gesagt, ist die Bernsteinfischerei kein Hauptberuf, sondern nur eine Nebenbeschäftigung. Die Hauptmenge des Bernsteins wird heute in der fiskalischen Grube Anna bei Palminiden (Siehe Bild) gewonnen, die sowohl einen Tagebau wie auch einen Abbau unter Tage besitzt. Die Steilküste hat hier eine Höhe von 30 Meter. Gegen die brandende See sind die Anlagen über Tage durch Steindämme geschützt. Mehrere Schächte sind hier bis an die sogenannte blaue Erde hinuntergeführt, die in einer Schicht von

vier bis sieben Meter vorkommt. Unter Tage entfaltet sich nun ein regelrechter Bergwerksbetrieb, in dem Hunderte von Arbeitern beschäftigt werden, um die blaue Erde zu fördern. Die Strecken werden sorgfältig durch Holzbefeidungen abgestützt, die Arbeiter brechen hier vor Ort die blaue Erde aus und sammeln die größeren Bern-

steinstücke in einen mitgebrachten Beutel. Für besonders gute Funde erhalten sie auch Prämien. Die Kontrolle in dem Bergwerke ist sehr streng, die Arbeiter werden einzeln untersucht, speziell wird auch nachgesehen, ob die Arbeiter nicht etwa wertvollere Funde in den Stiefeln verborgen halten.

Ein Bergwerksbetrieb ist immer mit Lebensgefahr verbunden; wenn auch Schlagwetterkatastrophen in Palminiden nicht eintreten können, so hat doch schon mancher Bergmann sein Leben eingebüßt bei Niederbruch von Strecken usw. Man hat sich deshalb in neuerer Zeit entschlossen, den Tagebau mehr zu fördern. Ein großer Löffelbagger füllt die Eisenbahnwagen mit der Abraumerde, die dann

auf die 80 Meter hoch belegene Seebergobertante transportiert und hier in eine offene Rastvorrichtung gelippt wird. Starke Wasserstrahlen lösen die Erde auf und lassen den Schlamm in die See abfließen, während der in der Erde gefundene Bernstein in den Holzlästen liegen bleibt.

Der in Ostpreußen gewonnene Bernstein wird von dem Bernsteinwerk nicht selbst verarbeitet, es besteht schon mehrere hundert Jahre hindurch die ehrbare Kunst der Bernsteindrehler, die nun die Schmuckstücke und Luxusgegenstände herstellen. Die Handfertigkeit ist längst von der Maschine verdrängt worden, elektrisch betriebene Drehbänke stellen Bernsteinspizen her, auch automatisch betriebene Maschinen, an denen die Frauen sich die Plätze der Arbeiter erobert haben, sind bereits im Betriebe. Der Geschmak der Frau spielt bei der weiteren Fertigstellung des Bernsteinschmuckes überhaupt eine wichtige Rolle, denn in größeren Arbeitsstätten sitzen die Mädchen und Frauen und fertigen Perlen und Ketten, Broschen, Armbänder, Arawattenadeln, Photographierahmen usw. in recht geschickter und geschmackvoller Weise an. Die fertigen Schmuckstücke beherrschen den heimischen und überseeischen Handel. In Europa und Amerika wird speziell feiner Damenschmuck gekauft, Afrika, die asiatische Türkei und Indien kaufen Perlen in allen Farben und Formen und Größen. So beherrscht der Bernstein die ganze Welt und trägt deutschen Fleiß und deutsche Kultur in alle Erdteile.



Im Innern eines Bernsteinbergwerkes.

Die Altonaer Gartenbau-Ausstellung

von Marie Behmering.

Die historisch bedeutenden Momente des 20jährigen Stadtjubiläums und der 50jährigen Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande wollte die Stadt Altona durch eine Ausstellung großen Stils feiern. Sie sollte veranschaulichen, wie Baum und Pflanze für den Haus- und Pauerngarten, für den Waldpark, für den Friedhofschmuck und für jeden hygienischen und ästhetischen Zweck vorteilhaft zur Anwendung gelangen können.

Der uralte, berühmte Donner-Park an der Elbe ist zum Rahmen dieser Ausstellung gewählt worden. Sein weitgestrecktes Gelände, das übrigens Eigentum der Stadt Altona geworden ist, gestattet die Errichtung von imposanten, architektonisch reizvollen Gebäuden, wie das Lechaus, die Blumenhalle, das Hauptrestaurant, die Industriehalle u. v. a. m., ohne daß eine Beeinträchtigung der Raumfülle sich irgendwo bemerkbar machte.

Zu den vornehmen, weiten Wandelgängen und dem reichen Baumbestand scheinen all die geschaffenen, lieblichen Fontänen, die Pavillons mit herrlichem Ausblick und die schleswig-holsteinischen Pauerntaten wie organisch zu gehören. Der intime Eindruck eines Lustparks wird im wesentlichen nicht gestört.

Die kurzfristigen Ausstellungen begannen mit einer Blumenschau, in der sich besonders die hervorragenden Leistungen in Orchideenzucht der geschätzten Treibhäuser von Baron v. Ohlendorf, Baron Schröder und andern Orchideenfreunden zeigten. Es waren Elitearten von laudatorischem Werte vorhanden. Wie weit die Veredelung von schlichten Blumen, wie: Frauenstuh, Löwenmaul, Crifa, Scabiosa, Rohn gediehen ist, als läßt die Bindekunst-Ausstellung erkennen.

Sie gibt auch praktische Winke für die Ausnützung von Rittersporn, Kampanula, Rambler, Cacteen, Strohblumen, Ginster und einer weiten Reihe schlichter Bauern-Pflanzen in bislang nicht bekannter Weise. Verblüffend ist der Fortschritt der Rosen- und Kletterkultur in Hamburg-Altona, die nächst der Orchideenkultur den Wettbewerb mit dem Auslande aufnehmen darf. Zeichnet sich das Tafelornament vielleicht hier und da durch eine zu große Leppigkeit aus, so erfreut der gewöhnliche Blumenschmuck für den täglichen Gebrauch durch eine graziose Einfachheit. Als Modellblume, die zur vollendeten Schönheit gebracht wurde, verdient die Glorinie genannt zu werden.

Bemerkenswert ist ferner die Anwendung von Blütenblättern, wie z. B. von weißen und grünlichroten Hortensien zur Einbettung von Widen, Weiden oder Reseda in Körben. Die Aufmachung der ganzen Bindekunst in Nischen und Grotten aus kurzgeschrittenen Tannen ist ebenso einfach als geschmackvoll. Das Blumenmaterial ist durchweg erstklassig. Dasselbe gilt auch von den Stauden, die höchst mannigfaltig in einer Sonderausstellung vorgeführt wurden. Man lernte dort, wie leicht der kleine Hausgarten verschönert zu werden vermag durch Einpflanzung der haltbaren und dankbaren Paeonien, die einzelne ganz

neue Farbtöne gewonnen haben, ferner durch Gremorus, Dendroica, Feuertrisse usw. Wo die Raumausnützung stark in Betracht kommt, wie beim Schreber- und Arbeitergarten und beim Pauerngarten, der vornehmlich Gemüse tragen soll, da eröffnet die Staudenumrahmung neue Perspektiven für Befriedigung des Schönheitsbedürfnisses mit kleinen Mitteln.

Ein berechtigtes Interesse löste die Frühgemüse-Sonderausstellung aus. Sie bewies, daß die deutschen Gärtner mit Erfolg zur Kultur des Frühgemüses auf freiem Lande übergegangen sind. Der Spargel aus Wedel und dem Hannöverschen darf sich dreist mit dem französischen messen. Durch sorgfältige Pflege sind riesenhafte Meerrettich- und Rhabarberstengel, sodann feine Champignons, Schneidebohnen, Fabecken und deutsche Frühkartoffeln erzielt worden. Fast alle Gemüsearten deuten auf eine Hebung der einheimischen Zucht hin und wecken die Hoffnung, daß der deutsche Gemüsemarkt nicht dauernd von der Einfuhr holländischer, französischer und italienischer Feldzeugnisse abhängig bleiben werde.

Im Freien sind die Dauerausstellungen untergebracht. Sie bergen vor allem einen Schatz an Koniferen, deren Zucht bekanntlich in Schleswig-Holstein eine unübertroffene Entfaltung erreicht hat. Für Mittelstands- und Kleinfriedelungen in der neuzeitlichen Gartenstadt bringen die Dauerausstellungen Musteranlagen für Spalierobst, für Blumen- und Sträucher in Vorder- und Hintergärten, für Flächen auf hängendem Gelände und ferner auch für die Blumenpflege in Sanatorien, Schulen und öffentlichen Heimen.

Selbst für den Balkon- und Fenster-schmuck, dann für die zweckmäßige Ausgestaltung von Lauben, von transportablen Strand- und Heidehäuserchen und auch von Terrarien und Aquarien werden reiche Anregungen geboten.

Was in Gartenbau, Gartenkunst und Pflanzenzucht erreicht ist und noch erreicht werden kann, bei einer intensiven Ausnützung von Erde, Sonne und Höhenraum und bei rationellerem Verfahren, das wird in umfassender Weise von diesem großen Ausstellungsunternehmen veranschaulicht. Das

Protektorat desselben hat die deutsche Kaiserin bereitwillig übernommen, und zu den Besuchern der Ausstellung gehört Kaiser Wilhelm, das Prinzenpaar August Wilhelm und eine Reihe and. Fürstlichkeiten.

Im Rahmen der Jubiläums-Ausstellung werden auch noch Sonder-Ausstellungen abgehalten von schleswig-holsteinischer Kunst und von historisch und künstlerisch bedeutungsvollen Antiquitäten und Raritäten aus dem Besitz des schleswig-holsteinischen Adels.

Fühlt ein Besucher sich etwa mehr angezogen von den strahlenden Blumen-terrassen vor dem Café, ein anderer von den Rosenparketts auf der Donnerischen Weide, ein dritter von dem Norfo auf dem Festplatz und in der Promenadenschicht, so übt das Donnerichloß doch ausnahmslos eine Anziehungskraft auf alle aus!



Rosenanlagen.



Vom Rosenfest in Bad Soden.

Phot. v. J. Zölling, Bad Soden.



Friedrich-Hilda-Heim. Das Schwarzwaldheim der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime.

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(19. Fortsetzung)

Mit tiefer Verbeugung traf Graf Margazzi auf den Prinzen zu und bewillkommte ihn im Namen des Landes. Fast wurde eine Kede daraus. Ein wenig im Hintergrund stand Amalia. Deutlich fühlte Petro ihre Augen auf sich ruhen, — nun schüttelte er auch ihr die Hände.

Graf Befano Galli verhandelte leise mit Margazzi. Es wurde beschlossen, den Bauern zu entlohnen und heimzuschicken und dafür im Auto der Margazzi Platz zu nehmen.

Ein langes Hin und Her, der Ausfächer wurde reich beschenkt, dann hieg man ein, und so sehr sich Petro sträubte, er mußte rechts im Fond Platz nehmen, — Amalia neben ihm, die beiden Herren gegenüber.

Während sich das Auto in Bewegung setzte, erkundigte sich Amalia nach dem Befinden der greisen Herzogin, bedauerte, nicht an ihrem Krankenlager zu sein, und sah über den Prinzen fast absichtlich hinweg in die Ferne. Sie war die Begeisterterin für den Kampf, sie sprach am wenigsten darüber.

„Schade, Contessa, daß die Koffi nicht mitkommen konnte!“ meinte jetzt der Prinz, „aber Sie wissen ja, das österreichische Kriegsministerium hat es ihm nicht gestattet!“

„Er hätte kommen müssen, wenn er nötig wäre!“ sagte sie erregt.

„So sprechen Sie über Ihren Bräutigam! Ihm schien vielleicht die Sache zu unsicher, er blieb lieber in der österreichischen Armee, jetzt, wo er bald für eine junge Frau zu sorgen hat!“

„Der Gedanke an mich dürfte ihn nicht abhalten. — Ich hätte an seiner Seite gekämpft, wenn es nötig gewesen wäre!“

„Liebes Kind,“ meinte daraufhin der alte Margazzi, „Du dienst der Sache besser, wenn Du an das Krankenlager der Herzogin fährst. Graf Befano könnte Dich bei seiner morgigen Rückfahrt gleich mitnehmen!“

Amalia schwieg, — noch war sie unschlüssig, — noch schien sie auf eine Möglichkeit zu bauen, hier im Lande zu bleiben. Sie hatte ja am kräftigsten das Feuer geschürt, hatte am schwärmerischsten die Figur des jungen Prinzen allen geschildert, hatte es von Schloß zu Schloß getragen, von einer Guts herrin und ihren Töchtern zur anderen, daß auch die Frauen hier auf ihre Weise mitkämpfen müßten, daß Prinz Petro wert wäre, von allen verehrt zu werden.

Das süßliche Feuer der Begeisterung, das sich von hingebender, schwermütiger Liebe kaum unterschied, brannte in ihr. An ihren Bräutigam dachte sie nur, wenn sie die anderen erinnerten, nach ihm fragten; — seit er geschrieben, daß er nicht mehr in den Dienst des zukünftigen Herzogs treten werde, seit er wieder in irgend einem Provinznest als österreichischer Offizier diene, war auch Amalias Interesse und Teilnahme für ihn merklich schwächer geworden.

Das Auto fahrte über die breite Gebirgsstraße dahin, kam jetzt in ein weites Hochtal, — ein Kirchlein leuchtete in der Vormittagssonne herüber, und in der Ferne schimmerte das Kastell Margazzi. Mehr breit als hoch, — mit einem umfassenden Vorbau, von einer Mauer umstanden, um die sich dunkle Sträucher drängten, — dann ein paar niedrige runde Türme, die ein Quadrat des eigentlich fahlen, aber stolzen Baues einschlossen. Ein alter Herrensitz, halb verfallen, — schlicht und schmucklos.

Man näherte sich allmählich dem Schloß. — Der Ort zu seinen Füßen war heute lebendiger als sonst. Ein unvorsichtiger Bauer rief dem vorbeifahrenden Auto ein lautes „Hurra!“ zu; — nun hieg die Straße an, — noch wenige Minuten Fahrt — dann war man vor dem alten Gittertor, das über und über von Efeu umwuchert war.

„Ich heiße Königliche Hoheit in meinem alten Kastell willkommen. Mit den letzten Blutstropfen wollen wir alle Sie schützen und verteidigen,“ sagte der alte Margazzi.

Das Auto hielt. — Diener — mehr als notwendig waren — neu gedungene Gestalten — Kavaliere von den nahen Schlössern — kamen aus dem Hausvor.

Ein feierlicher Augenblick, plötzliche Stille, dann rief einer: „Es lebe Petro II., Herzog von Sorfona!“ Und ernste Männerstimmen fielen in den Ruf ein, der zwischen den alten Mauern doppelt laut und hell ertönte.

Der alte Margazzi besorgte die Vorstellung, Name auf Name wurde genannt. Petro hatte sie alle von der Großmutter oft nennen hören.

Nun endlich schritt man ins Haus. Der Herzog sollte schnell ein wenig Toilette machen und dann zu

Frauen von Sorfona trank, — das Glas zuerst an das Amalias, die die Hausfrau spielte, stehend.

Dann hatten es alle Teilnehmer eilig, um möglichst noch in derselben Nacht auf ihre Schlösser, in ihre Dörfer zu kommen und mobil machen zu können.

Mit herzlichem Händedruck verabschiedete sich der zukünftige Herzog von jedem, — dann saßen sie zu viert allein, indes Pferde und Autos die Verbündeten nach allen Richtungen Sorfonas trugen.

„Darf ich Königliche Hoheit nunmehr die Aussicht von unserem Turm zeigen, — unser liebes Vaterland?“ fragte Amalia.

„Ich bitte darum!“ Sie ließen die zwei alten Herren allein, die noch allerhand zu beraten hatten, da Graf Befano gegen Abend wieder abfahren wollte.

„Ich gehe voraus, wenn Sie gestatten!“ sagte die Contessa. Elastisch und rasch stieg sie vor ihm die dunkle Turtreppe hinauf. Mitten auf der Treppe blieb sie wie Atem holend stehen, dabei wandte sie ihm ihr Gesicht zu, — ihre Augensterne schienen seltsam zu leuchten.

„Fallen Sie nicht!“ sagte sie, dann schritt sie wieder langsam voraus. Er sah sie kaum, war so erfüllt von dem Gedanken, sein Ländchen zu sehen, daß er ihrer kaum achtete.

Nun standen sie oben — in einem runden, weiten Raum, von dem kleine Fenster nach allen Richtungen gingen. Er eilte gleich zu einem der Ausblicke.

„Das ist Ihr Vaterland, Königliche Hoheit!“ ertönte fast bebend ihre Stimme hinter ihm. „Von hier sehen Sie die Türme von Sorfona!“

„Wo, wo?“ fragte er interessiert.

Sie trat zu einer anderen Luke, — ließ ein wenig Raum, daß er rechts neben sie treten konnte.

„So, geht es schon“, sagte sie schwach lächelnd, da er sich zwischen dem biden alten Mauerwerk zu ihr vorschob.

Ihr hübscher bloßer Arm deutete verführerisch ins Weite: „Dort liegt Ihre Hauptstadt, Herzog von Sorfona!“ Es klang huldigend, feierlich.

Aber er entdeckte noch nichts, — fragte wieder ungeduldig: „Wo?“



Phot. Wehr. Gerd. Berlin.

Damen-Reiten am Strande von Jandooort (Holland).

einer Art Kriegsrat in den Saal kommen. — — —

Es war eine lange, erregte Sitzung gewesen. Die Gemüter der Getreuen flossen über von Begeisterung und Gesinnungstüchtigkeit, und doch hielt jeder etwas anderes im gegebenen Moment für besser. Des Grafen Befano-Galli Vorschläge wurden schließlich angenommen. Sie gingen dahin, nur nicht länger zu zögern, schon um der sterbenden alten Herzogin die letzten Lebensstunden zu verschönern.

Auch Petro war jetzt Feuer und Flamme, war in seiner Jugendlichkeit voll Ungebild. Der blonde Jüngling hatte durch seine raschen, begeisterten Worte, die sich geschickt mit Bescheidenheit paarten, alle Herzen erobert, alle Vorurteile überzeugt.

Ein gemeinsames Mahl folgte, bei dem große Reden gehalten wurden und bei dem auch Prinz Petro auf die

tungen gingen. Er eilte gleich zu einem der Ausblicke.

„Das ist Ihr Vaterland, Königliche Hoheit!“ ertönte fast bebend ihre Stimme hinter ihm. „Von hier sehen Sie die Türme von Sorfona!“

„Wo, wo?“ fragte er interessiert.

Sie trat zu einer anderen Luke, — ließ ein wenig Raum, daß er rechts neben sie treten konnte.

„So, geht es schon“, sagte sie schwach lächelnd, da er sich zwischen dem biden alten Mauerwerk zu ihr vorschob.

Ihr hübscher bloßer Arm deutete verführerisch ins Weite: „Dort liegt Ihre Hauptstadt, Herzog von Sorfona!“ Es klang huldigend, feierlich.

Aber er entdeckte noch nichts, — fragte wieder ungeduldig: „Wo?“

Die einzigartige Wirkung des Odols beruht aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, daß sich das Odol beim Mundspülen förmlich in die Zähne und die Mundschleimhaut einsaugt und diese gewissermaßen imprägniert. Man begreife das ungemein Bedeutsame dieser ganz einzigartigen Wirkungsweise des Odols. Während andere Mund- und Zahnpflegemittel lediglich während der wenigen Sekunden der Mundreinigung ihre Wirkung ausüben, wirkt das Odol noch stundenlang, nachdem man sich die Zähne geputzt hat, nach. Ueber diese Dauerwirkung des Odols sind sehr interessante wissenschaftliche Untersuchungen angestellt worden, die übereinstimmend erwiesen haben, daß diese unvergleichliche Eigenschaft des Odols bei keinem der für die tägliche Mund- und Zahnpflege überhaupt in Betracht kommenden Präparate sich findet. — Wer Odol konsequent täglich anwendet, übt demnach die denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Preis: 1/4 Flasche Odol M. — 85, 1/2 Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50.



„Ganz am Horizont, wo die grauen Türme in der Sonne leuchten!“

„Ja, ja!“ rief er auf. „Dort!“

Er sah hinaus, — er träumte, — er sah sich einziehen, — dort. Er sah Paläste, geschmückte Häuser, eine jubelnde Menge, — sah Frauen schwarz und schön, wie die Margazzi neben ihm — die ihm huldigten.

Und plötzlich, da sein Bild nicht mehr in die Seite drang, fragte ihn die Contessa:

„Warum haben Sie damals so schlecht an mir gehandelt?“

„Ach!“ fragte er. „Ich habe mich doch entschuldigt!“

Aber der letzte Mut der Verzweiflung war über sie gekommen, der Mut flammender, bittender Liebe:

„Hatten Sie noch die andere im Herzen? — Dann will ich Ihnen verzeihen!“

„Aber Contessa, — wir wollen im Anblick von Soriona nicht von alten Dingen sprechen!“

„Die Frauen von Soriona sind treu und können lieben!“, sagte sie geheimnisvoll, „wie keine anderen! Sie verehren ihren Herrscher ohne Eigennutz — vielleicht auch — ohne Stolz!“ Ihre Stimme zitterte, ihr Atem ging hörbar, tief senkten sich die schwarzen Wimpern über ihre Augen. Sie wußte nicht, was sie sprach, sie hatte nur das Gefühl, daß sie sterben müßte, wenn sie jetzt nicht spräche. „Sie dienen ihrem Herrscher — selbst, wenn sie keinen Dank erhoffen!“

Da befiel ihn die Erkenntnis dieser Szene. Er sagte hart: „Das will ich nicht. Der Herzog von Soriona will nicht, daß Sorionefrauen feinetwegen ihren Stolz verzeihen, auf Dank verzichten. Er wird jeder dankbar sein für ein Gefühl der Anhänglichkeit, er wird aber die Braut eines anderen — nie begehren!“

Wie ein Pfeilschindel traf sie das. Selbst ihr schöner Körper bäumte sich auf.

„Vielleicht sind Sie der erste Herzog von Soriona — der so denkt!“ antwortete sie, sich mühsam beherrschend. „Vielleicht der letzte! Wen keine warme Frauengunst umgibt — und säße er auf dem Throne, den friert es vor der Menschen Klugheit! Ich hätte gern von den Gefühlen meiner Landsmänninnen gesprochen, sie Ihnen, königliche Hoheit, erklärt, ehe ich mit dem Grafen Vesano Galli an das Krankenlager der Herzogin-Mutter fahre!“

„Sie bleiben nicht hier?“ fragte er erstaunt.

„Jetzt nicht mehr. Ich bin doch überflüssig!“

„Grüßen Sie mit Herrn de Rossi!“

„Ich werde es ausrichten. — Ich glaube, er tat recht, nicht zu kommen. — Sie schüßen ja seine Bräutigams-

rechte mit Leidenschaft. Und — er soll sich auch über mich nicht beschweren, — ich will eine gute Schwester sein werden!“

Jetzt ließ sie ihn zuerst die heile Turteltreppe hinabsteigen, langsam und aufrecht folgte sie ihm.

Als sie in den Saal traten, sagte sie ganz spontan zu ihrem Vater:

„Papa, ich fahre mit dem Grafen Vesano Galli. Der Herzog hat mich gebeten, ans Krankenlager seiner hohen Großmutter zu eilen. Ich sehe es ein, daß ich dort mehr nützen kann, als hier!“

Der Vater war erstaunt, aber befriedigt. In so unsicheren Zeiten wußte er sein Töchterchen gern geborgen.

Indes die letzten Vorbereitungen zur Abreise Contessa Amalias und des Hausministers getroffen wurden, brannte in Prinz Petro die Unrast und Ungeduld.

Er sah noch immer die Kuppeln und Türme von Soriona vor seinen Augen. Dorthin zog es ihn, trieb es ihn. In Abenteuer, in Kampf, in den Sieg! — Was wollte dieses schöne Mädchen von ihm, fragte er sich dann wieder. Was für wahres Zeug sprach sie, — sollte er mitten in der Haft dieser Tage eine heimliche Liebe mit ihr beginnen, sollte er die Tochter seines getreulich Anhänger sich zur Geliebten für wenige Stunden nehmen? Noch schwebten ihm andere Frauengestalten vor — noch sah er die herbe Zurückhaltung einer Jeanne Scherb, — die zauberhafte, lächelnde Liebe einer Nabella Macotti vor seinen geistigen Augen. Schön war Amalia, aber sie war ihm unheimlich, fremd, sie reizte seinen Widerstand, weil sie, wie in Ersta, ihn wie einen Gott, einen Gekrönten nahm, — sie beraubte sich an ihren Gefühlen zu ihm, an seiner Würde.

Er war zu ehrlich, zu gerade dazu. Er kam sich selbst so klein und unbedeutend vor, was ihn groß machte, waren seine Pflichten, seine Träume, — das Vertrauen, der Glaube der anderen. Er war zu deutlich erzogen, zu blond zu solchen Dingen, — zu beiseiden von Amalia an, das Pathos fehlte ihm für eine solche Liebe.

Recht und schlecht am Posten ansharren, wohin ihn seine Ahnen, die Großmutter gestellt! Ja, an ihr Krankenlager, da gehörten diese Augen, dorthin gehörte ihre Zuneigung. — Sie sollte fahren!

Graf Vesano Galli kam, um sich zu verabschieden, gab ihm die letzten Rat schläge. Die Ergriffenheit, die diesen erfasst hatte, rührte auch den Prinzen. In bewegten Worten dankte er ihm — bat ihn, der Großmutter seine Grüße zu bringen — ihr zu sagen, daß er tapfer sein wolle. —

Die Contessa war nicht mehr gekommen. Sie sah schon im Auto am Schloßeingang und wartete auf Vesano Galli.

Kun war auch er zu ihr gekommen, — ratternd fuhr der Wagen über den holprigen Hof — entzündend den Augen.

Er atmete auf, daß Amalia weg war, ihre Gattin war ihm unheimlich, unbehaglich gewesen. Aber plötzlich erinnerte er sich, daß nun alle, die er geliebt, fort seien, daß er, mitten unter Fremden, einzam seinen Thron entzagen sollte.

Doch es waren ja Fremde, es waren ja Leute, die dasselbe ertritten, wie er.

Seine Ungeduld wuchs. Graf Margazzi trat ins Zimmer, schüttelte ihm die Hand.

„Dann fahren wir nach Soriona?“ fragte er diesen hastig.

„Ich erwarte noch Nachricht, königliche Hoheit. Sie muß jede Stunde eintreffen!“

„Aber dann, dann fahren wir!“

Der alte Graf nickte stumm mit dem Kopf. Es war zu viel zu befragen, man mußte auf zu viele vertrauen, zu viele mit Waffen versehen.

„Alle warten nur auf das Losschlagen!“ sagte er endlich.

Und im plötzlichen Gefühl seiner kommenden Herrschaft, durchdrungen vom Idealismus seiner Jugend, rief Petro, die Arme weit ausbreitend:

„Ich will es ihnen allen ja lohnen, reich lohnen!“

XIII

Längst war die Lösung ausgegeben: Wenn auf staßel Margazzi die rotblauene Fahne bei Tage wehen würde, oder des Nachts auf dem nahen Berg ein Höhenfeuer brenne, dann war es Zeit, gewaffnet sich zu sammeln, eilig gegen die Stadt zu stoßen, sich rechts und links der Straße dorthin in einzelnen Trupps unter den Häusern zu ordnen.

Von Mund zu Mund, von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter war bei den Häusern der Gegend noch immer der Glaube wach, daß man zu Unrecht vor fünfzig Jahren die Waudons vertrieben, und daß man sich, falls der Herzog rufe, erheben müsse, seiner dieser Landleute zweifelte daran. Es mußte so sein, so war es recht.

Freimen in Soriona freilich, da hatte man längst die Waudons vertrieben, die neue Zeit hatte neue Aufgaben, hatte Industrie gebracht und verlangte andere Gedanken. Aber da es in der Arbeiterbevölkerung gährte, da auch der städtische Arme mit dem Lauf der Dinge



Sanatogen-Reisepackung.

Ein von 21000 Aerzten in schriftlichen Gutachten empfohlenes Kräftigungsmittel für Körper und Nerven ist **Sanatogen**.

Reisepackungen mit Löffel und Rührstab, à 250 und 500 g, ohne Preiserhöhung, in allen Apotheken und Drogerien. Die Sanatogenwerke Berlin 48 E 3, Friedrichstraße 231, versenden völlig kostenlos aufklärende Schriften über:

* Sanatogen als Kräftigungsmittel *

- | | | |
|------------------------------------|---------------------------------|----------------------------|
| 1. bei Nervenleiden | 3. bei Magen- und Darmleiden | 6. bei Kinderkrankheiten |
| 2. bei Schwächezuständen aller Art | 4. bei Lungenleiden | 7. bei Frauenleiden |
| | 5. bei Bleichsucht u. Blutarmut | 8. bei Ernährungsstörungen |
- ferner 9. Merkblatt für werdende Mütter und Wöchnerinnen.

Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange eine **Gratisprobe** von der obengenannten Firma.



unzufrieden war, da Forderung und Not ihn drückten, schien es den Führern der Herzogspartei am Platze, jetzt loszuschlagen, weil man auch einen Guttteil dieser Leute auf seine Seite zu ziehen hoffte.

Lang, jahrelang war alles vorbereitet worden, — man hatte auch in Sorfona seine Quartiere, seine Wirtshäuser, wo geschickte Agitatoren die Menge zu beeinflussen verstanden.

Die Regierungsorgane, flau und untätig, wenig umfänglich und schlecht bezahlt, lächelten, wenn sie von einer solchen Bewegung hörten, — jetzt im Jahrhundert der Sozialdemokratie. Da setzte man in irgend einer Provinz nicht so schnell einen neuen Herzog ein. Das waren Phantasten und Schwärmer, die an so etwas glaubten.

Was die Propaganda von Mund zu Mund nicht erreichte, erreichte das Geld, das viele Geld der alten Herzogin, bei den Städtern. Dann gab es auch kleine Geschäftsleute, alte Firmen, die von einem Hofe in Sorfona neues Aufblühen erwarteten.

War's bei der Landbevölkerung der Glaube an das Recht, die alte patriotische Verehrung, die vor dem massenhaft verbreiteten Bildnis Prinz Petros überall wieder erwachte, so waren es bei den Bewohnern der Stadt nüchterne, praktische Erwägungen.

Noch war der Adel mächtig in diesem Land, nicht an Besitz und Geld, wohl aber an Einfluß. Und der größte Teil des alten Adels hielt treu zu den Maudons.

Was die neue Zeit an Unternehmertum ins Land gebracht, das hing freilich nicht am Alten. Da war vor allem der vielfache Millionär Miarotti, Isabella's Vater, der nur lächelte, wenn man von der Wiedererrichtung eines Herzogtums sprach, der lächelte über den Brandbrief, den er von Frau und Tochter aus Baden-Baden erhalten, die noch vor wenigen Tagen mit dem Thronprätendenten Prinz Petro zusammen gewesen und von der Guld und Gnade erzählt, mit der dieser mit ihnen verkehrt, was für ein feiner entzündender Junge er wäre, und der Vater solle ja nicht gegen ihn sein. Ganz heimlich hatte dann die Mama dazugeschrieben, daß ihre Isabella anscheinend bis über die Ohren in den Prinzen verliebt sei.

Da hatte er zuerst herzlich gelacht, und dann hatte er sich doch geärgert, verdrehte dieses Lebprinzelein auch seiner Tochter den Kopf. Wie kam er dazu? Spitzte er auf seine Millionen? Da täuschte sich aber der junge Herr gewaltig. Das war ein Grund mehr, ihn nicht im Lande zu dulden.

Es war gut, daß er die Lieberschwenglichkeit seiner Frau kannte, der jeder Titel, jede Krone so furchtbar imponierte.

In der nächsten Nacht hatte das Höhenfeuer über dem Schlosse Margazzi mit seiner lodenden Helle weit ins Land geschienen. Schnell hatte sich die Nachricht über das Zeichen unter den Bauern und Gebirglern verbreitet.

Still, geheimnisvoll rüsteten sie sich, holten die längst verborgenen Waffen aus dem Versteck und zogen zu zweit und dritt, wie durch Zufall sich zusammenfindend, zu immer größeren Truppen anwachsend talwärts.

Ein paar Reilen von Sorfona im Dickicht eines Waldes sammelten sie sich, ein Lagerfeuer brannte dort, Speise und Trank wurden verteilt, Befehle ertlangen, — kurze Reden voll Begeisterung wurden gehalten. Als der Morgen graute, kam Graf Margazzi mit dem Prinzen Petro angefahren. Nun traten alle zurück, alte Männer hatten Tränen in den Augen, als ihr neuer Herzog in der ehemaligen Sorfoner Generaluniform zwischen ihnen stand. In jugendlicher Freude leuchteten seine Augen, glühten seine Wangen, und der Schein des Lagerfeuers spiegelte sich im Gold der Uniform.

Die Jüge formten sich zu Gruppen. — Rot stieg die Sonne über die Berge auf. Alte Sorfonische Lieder singend, schritten sie, den Prinzen hoch zu Ross in ihrer Mitte, der Stadt zu.

Wie ein Triumphzug sah es aus, wie ein festlich hunder Reigen — und doch lag tiefer Ernst auf allen Gesichtern.

Noch schlief halb Sorfona. Nur die Schritte der Männer klangen durch die Stille. Aber mit einem Mal wurde es lebendig, urplötzlich war die Stadt aus dem Schlafe erwacht. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht fortgepflanzt, die Bauern brachten ihren neuen Herrn: den Herzog brachten sie, ein Jüngling war's mit goldstrophender Uniform — hoch zu Ross, umgeben von den Großen des Landes.

Mit Kampf und Gewehrgeknatter, mit Kanonendonner würde er nahen, hatten sie gedacht, und dann würde er auf einmal in ihrer Mitte sein und von der Stadt mit Gewalt Besitz ergreifen. Aber friedlich, still, des Mordens kam er, begleitet von seinen Getreuen.

Die ärmeren Leute stürzten aus den Häusern, die Reichen lugten aus den Fenstern. Ein stummes Staunen, — ein stummes Verwundern, — wohl auch ein stummes Lachen. Kein lautes Wort fiel. Die glühenden Waffen,

die langen Gewehre, die bärtigen, ernstesten Begleiter hielten die Menge in Zaum.

Nun waren sie am großen Platze angelangt. Kopf an Kopf, zum Gedränge anwachsend, schob sich die Menge heran. Geschicht bildeten die Begleiter eine Phalanx vor dem Herzog, geschicht säuberten sie einen Platz vor einem alten, seit langem leerstehenden Palast. Die Bauerngarde hielt den Bau im Umkreis umzingelt, der neue Herzog und einzelne Führer traten in das Haus.

Es war kein Zweifel, man hatte die Stadt, die Behörden, die Gendarmerie und das Militär überturnpelt.

Niemand hatte etwas von diesem Einzug vorher gehört, — von allen Seiten kamen jetzt Bauern und bewaffnete Städter, in allen Straßen tauchten solche Truppen auf, — in aller Stille und Ruhe ward die alte Herzogsstadt in ein Kriegslager verwandelt. Trompetensignale ertlangen, Trommeln wirbelten. Reitende Boten sprengten durch die Straßen. Nun sah man auch die Regierungsbeamten hastig hin und her laufen, Befehle geben, sich nach Hilfe umsehen. Aber die Postbureaus und Telegraphenstationen waren schon besetzt, die Verbindung unterbrochen. Flugblätter, Maueranschläge verflüchteten in flammenden Worten, daß Sorfona nunmehr wieder einen Herzog habe.

Droben im lahlen Saal des alten Palazzo stand Petro mitten unter den Getreuen — beratend, harrend. Denn so glatt, so einfach, wie die mühsiggehende Menge da unten es sich dachte, würde es nicht gehen. Aber eines war erreicht, sie hatten einen Vorsprung erlangt, waren vorläufig die Herren der Stadt.

Immer mehr Menschen drängten sich durch die Straßen, jeder wollte die bewaffneten Bauern sehen.

Angelockt durch die Abenteuerlust gesellten sich auch Städter, Arbeiter, Gärtner, junge Burtscher zu den Bauern, ließen sich ausrüsten, wollten kämpfen. Die Läden blieben heute geschlossen, ein unfreiwilliger Feiertag war's für Sorfona, — und die Jugend erhob sich immer mehr. Schon begannen die Massen sich in zwei Lager zu teilen, schon wurden Hochrufe laut, schon ertönten Schmähungen.

Bewegung, Lärm kam in die Versammelten, bis sich oben — an den Fenstern des Palastes — der neue Herzog Petro II. zeigte. Da verstummte die Menge auf dem Platze, die Neugierde besiegte alle, jeder wollte ihn gesehen haben. Von der Straße drängte Volk nach, rechte die Hälfte, aber die Reihen der Bewaffneten ließen niemanden vor.

Von irgendwo tönte laut ein Hurra auf den neuen Herzog. Grüßend winkte der blonde Jüngling vom Fenster. Draufend, orkanartig stieg der tausendstimmige Ruf zum Himmel: „Es lebe der Herzog!“ an den Bauern brach er sich, durch die schmalen Gassen froh er in die Stadt hinein, — „Es lebe der Herzog!“

Und gleich darauf — ein lautes „Obacht!“ — ein lautes „Zurück!“ — ein Reiter kam hastig dahergesprengt, jäh wich die Menge, vor dem Palast sprang er vom Pferde, — eilte hinein.

„Militär rückt an!“ hieß seine Meldung. Die Führer hatten es schon erwartet, längst war die Stadt vor den Toren, an den Zufahrtsstraßen mit Getreuen besetzt, längst standen alte Kanonen aus den Burgen, aus den Ruinen an der Stadtgrenze.

Eine Panik ergriff die Bevölkerung. Im Nu waren die Straßen leer, — wer etwas zu retten hatte, zu schützen, floh in seine Wohnung, in sein Haus, nur die, die nichts zu verlieren hatten, hielt die Neugier am Platze, vielen von ihnen drückte die Kampfeslust eine Waffe in die Hand.

Schon schallte der Kanonendonner dumpf durch Sorfonas Straßen, — wie fernes Grollen. — Herzog Petro kam sich untätig vor mitten im lahlen Palazzo. Nur mit eindringlichem Zureden hielt man ihn ab, dorthin zu eilen, wo der erste Kampf begonnen.

„Königliche Hoheit können dort nichts nützen! Die Bauern des Unterlandes werden sich schon auf freiem Felde dem heranrückenden Militär entgegenstellen, ihm einsteilen in den Rücken fallen!“

So blieb er ungeduldig, harrete auf die nächsten Nachrichten. In seiner Unrast ging er auf und ab, — wortlos, stumm, — trat an das Fenster, — sah hinab auf den zu einem regelrechten Kriegslager verwandelten Platz — niemand von unten rief jetzt mehr herauf. Alles dachte an andere Dinge, an Kampf, an Leben und Tod.

Am Mittag war die erste Nachricht vom Anrücken des Militärs bekannt geworden, — seit Stunden schon tönte der ferne Kanonendonner unheimlich herüber. Dort draußen gab es Kampf, dort draußen floß Blut — für ihn.

Dieser eine Gedanke kam Petro jetzt voll zum Bewußtsein: Blut. Söhne würden ihren Eltern erschossen, Männer ihren Frauen und Kindern. Um seinetwillen, — um seine Krone.

Nie früher hatte er das bedacht, — aber es war ja nicht seinetwillen — es war um des Landes willen, tröstete er sich. Und doch tönte es in ihm immer wieder: „Mut, Mut!“ und „Tod, Tod!“

Alle um ihn schienen nichts daran zu finden. Er hätte sich nur lächerlich gemacht, in der ersten Stunde seiner Herzogswürde lächerlich gemacht, wenn er ihnen seine Gefühle mitgeteilt hätte. Sein Herz war nie für den Kampf gestählt worden, er hatte zu menschlich denken gelernt. Und doch brannte, als die dumpfe Musik der Geschosse an sein Ohr klang, auch in ihm Kampfesmut. Mitten unter ihnen hätte er stehen wollen, — im Augenblick, im Nahkampf.

Wie im Traum umklammerte er den Säbel an seiner Seite.

Näher und näher klang der Kanonendonner, — nun verstummte er plötzlich. Langsam sank schon der Abend herein. Der Feind mußte seinen Plan geändert haben. Eine Pause im Kampf mußte eingetreten sein.

Nun wagten sich auch vereinzelte Bürger wieder aus den Häusern, die suchten sich Speisevorräte holen gingen.

Auf offener Straße kochten sich die Bewaffneten ihr Abendbrot, ganz friedlich schien es wieder. Und doch lag eine eigene, gefährdrohende Atmosphäre über der Stadt.

Die Ordnungen sprengten hin und her. Jeder wollte etwas erfahren. Im Palazzo schien es lebendig zu werden, man hielt wohl Kriegsrat.

Die Dunkelheit nahm zu, doch die Straßenlaternen bligten nicht auf. Nur die Wachtfeuer verbreiteten ihren roten Schein — und trotz der scheinbaren Ruhe schlief wohl kein Erwachsener im ganzen Städtchen. Mit einem Male war das Behagen des alltäglichen Bürgerlebens zerstückt, mit einem Male schlich Kampf — Angst — Entsetzen durch die stillen, friedlichen Straßen. — Mit diesem blonden Jüngling war es heut' früh eingezogen.

Überall hinter schützenden Türen besprach man die Aussichten des Kampfes. Überall erhobte man sich für und gegen Petro II. Plötzlich war man wie in einer belagerten Stadt eingeschlossen, war die gewohnte Freiheit von einem genommen. Alles stockte, — und schon am ersten Tag empfand es ein jeder unangenehm. Keine Post war ausgetragen worden, man vermisse die Zufuhr der Nahrungsmittel vom Lande, die Waren fürs Geschäft — das alles wurde besprochen.

Trupps Bewaffneter patrouillierten in den Straßen. Vor dem Palazzo fand Wachabteilung statt. Die Truppen wechselten ihre Stellungen. Ein eigentümliches, ernst-stilles Leben herrschte mitten im Dunkel der alten Straßen, mitten vor den alten Palästen, vor den grauen, alten Bürgerhäusern.

Herzog Petro II. hatte das Essen, das man ihm servierte, fast unberührt gelassen. Er blickte wieder sinnend zum Fenster hinaus, indes ein Teil der anderen, über einen großen Tisch gebeugt, lebhaft über Karten berieten.

Unten lag der weite Platz, von Bäumen umfist, unter denen die bewaffneten Bauern sich zu kurzer Rast hingelagert. Andere standen auf ihre Gewehre gestützt. Er sah den Platz entlang zu den Häusern empor. Alte Bauten, auf deren furchigen Fronten in allen möglichen Stilen die Geschichte dieses Herzogtums geschrieben stand. Sie hatten schon seinen Großvater, seinen Urgroßvater gesehen. Dort drüben das Palais war einst der Herzogspalast gewesen, — noch krönte das Wappen der Maudons den Giebel, — und dieses verfallene, kahle Schloß da, auf dessen breiter Marmortreppe sie heraufgestiegen, in dessen kalten Sälen sie jetzt warteten, hatte, seit sein Großvater vertrieben worden war, leer gestanden. Ein altes Gerümpel voll Kostbarkeiten, die hier gar keinen Wert repräsentierten. Es gab zu viel Altes in Sorfona, darum ging man achtslos daran vorüber.

„War das nicht ein Kanonenschuß?“ — noch zitterte der Boden unter seinen Füßen, — er mußte nicht weit von ihnen niedergegangen sein. Nun antwortete schon einer dem neuerlichen Feindesgruß.

Dröhnend, daß alles erzitterte, daß der Boden zu wanken schien. Und dazu die Finsternis der Nacht, das wechslagende Klirren alter, morscher Fenster.

Der Feind mußte dicht an die Stadt vorgerückt sein. Nein, nur nicht müßig hier auf die Entscheidung harren. Nur hinaus in den Kampf.

Nun folgte Schuß auf Schuß. Die Stadt schien zu beben, zu wanken. Längst standen die Wachen das Gewehr geschultert unten am Platze.

Von fernher tönten Signale, tönte Trommelwirbel.

„Fort, fort, in den Kampf!“ schrie es in Petro. Er riß seinen Helm von der Wand. Man wollte ihn hindern, aber er ließ sich nicht halten.

(Fortsetzung folgt.)



Königl. Fachingen

Evastöchter.



Phot. Gebrüder Gurdel, Berlin.

Afrikanische Tänzerin in Algier.



Phot. Gebrüder Gurdel, Berlin.

Spielplatzfreundschaft.



Eine Pariserin.

Mode vom letzten großen Rennen.



4.

Ach, was man nicht alles für wohlthätige Zwecke tut, seufzte Miss Godfrey, ein Star des Londoner Hippodroms und stieg in ihrem lustigen Tanzkostüm mit dem bekannten englischen Flieger Louis Noel vor versammeltem Kriegsvolk in die Luft. Es galt, Gelder bei einem Wohlthätigkeitsfest für die Londoner Artisten zusammenzubringen und wenn Miss Godfrey's Trid nicht gezogen hat, so müßten wir nicht, was hätte ziehen können. Unser Bild zeigt die schöne Tänzerin nach der Landung. Sie gibt hier eine Gratisanwendung dafür, wie man in solchem

Kostüm den Aeroplan zu verlassen hat, ohne ungraziös zu werden und doch möglichst vorteilhaft alles das zu repräsentieren, was zur Repräsentation da ist. Etwas gefährlicher als das Puppengesicht des englischen „Gallo, Tango“-Stars sieht die afrikanische Tänzerin aus Algier drein. Ein roßiges Gesicht sitzt auf einem massiven Körper und das Schwert, das sie in den Händen hält, erscheint fast wie ein Symbol. Man hat die Empfindung, daß ein Lebemann nach unserem Begriff es wohl kaum wagen würde, nach dem Theater der Tänzerin eine Einladung zum Souper zu schicken. Die Tänze solcher wilden Schönen sind kaum nach unserem Geschmack, meist sind es die sogenannten Bauchtänze, die grotesk und abstoßend wirken, aber bei dem Publikum in Algier sicher weit größeren Beifall finden, als ihn Miss Godfrey dort erringen könnte. Der Schmutz, mit dem die Afrikanerin behängt ist, ist wohl zum

größten Teile echt, denn beliebte Tänzerinnen werden von den Eingeborenenfürsten oft reich beschenkt.

Das heiße Blut der romanischen Rasse hat sich wieder bei Frau Caillaux gezeigt, die vor Monaten den Chefredakteur des „Figaro“ niederknallte, weil er gegen ihren Gatten unfair in seinem Blatte, dem „Figaro“, vorgegangen war. Jetzt steht der Prozeß gegen sie vor der Tür und die ganze Affäre wird noch einmal in ihrem



5.



Phot. Mammel, Paris.

Der von Frau Caillaux erschossene Colmette.

ganzen Umfang aufgerollt werden. Um dem Ansturm der Pariser Modedamen gleich von Anfang an eine gehörige Schranke zu setzen, soll das Gericht beschloffen haben, daß überhaupt Damen der Zutritt zu dem Gerichtssaal, der übrigens sehr klein ist, verboten werden soll. Der Prozeß dürfte eine ziemlich spanne Zeit in Anspruch nehmen und in aller Welt von neuem großes Interesse erwecken für diesen fesselnden Fall.



Phot. A. Gerdau, Berlin.

4. Ein Londoner Hippodrom-Star im Aeroplan. — Der Prozeß gegen Frau Caillaux beginnt demnächst. 5. Frau Caillaux. Der Gerichtssaal mit dem Platz für die Angeklagte.

The bloody Gyp!

Von Spier - Irving (München).

Im Restaurant Luchow an der 44. Straße schrien die Zeitungsjungen New Yorks Abendblätter aus. Sie fanden reißenden Absatz. Alles stürzte sich auf die Zeitüre, so daß für einen Moment die Arbeit des Mauens und Schluckens unterbrochen wurde.

„Die Hinrichtung Bloody Gyps nächste Woche,“ brüllten die Duben auf der Straße, in den Elektrischen, in den Speisehallen, vor den Warenhäusern, so daß der Name wie ein Wahrzeichen der Sensation über New York stand.

Man konnte sich ihm nicht entziehen. Jeder öffnete seine Zeitung, wo er gerade saß oder für einen Moment rastete, und vertiefte sich in die langen Spalten über Bloody Gyp.

Im Luchow war für einen Augenblick die Unterhaltung erloschen. Alle Gäste hatten mit dem Lesen zu tun.

Im „New York Herald“ war ein beinahe naturgroßes Kopfbild des Bloody Gyp zu sehen. Ich versuchte in meiner Erinnerung eine Ähnlichkeit, welche mir das Porträt so lebendig machte, aus der Fülle der Eindrücke zu bestimmen. Wo hatte ich diese zackigen, energischen Gesichtszüge gesehen, wo diesen wirrgeordneten Schädel? Die Lippen dünn und rissig, die Nase etwas gebogen, die Augen groß und tief liegend, in den Mundwinkeln ein verächtliches Lächeln.

„Bloody Gyp, recte Abe Rochlowitz“ las man unter dem Kopf. Rochlowitz! Hieß nicht so der polnische Einwanderer, den ich vor acht Jahren auf der „Hannover“ nach New York gebracht hatte? War es nicht der vierzehnjährige Rochlowitz gewesen, der damals bei schwerem Seegang den linken Arm gebrochen hatte und sich heldenhaft, ohne auch nur zu zucken, bei dem Stampfen und Rollen des Dampfers, während des wütendsten Sturmes verbinden ließ? Der Junge war mir aufgefallen. Sonst waren die polnischen Zwischenbeder so ängstlich und wimmerten bei der kleinsten Ursache, aber Abe Rochlowitz hatte sich benommen wie ein Held. Er lächelte höchstens, wenn wir ihn beobachteten. Er hatte während der ganzen Reise alles getan, was er mir an den Augen absehen konnte. Er hatte zwischen mir und seinen Landsleuten, deren Sprache mir unverständlich war, vermittelt, und er wußte vor Dankbarkeit nicht, wie sich erkenntlich zeigen. Er war gescheiter wie seine Stammesbrüder und auch viel gelibeter. Er konnte deutsche Zeitungen lesen und auch leidlich schön deutsch sprechen. Sogar etwas englisch beherrschte er. The Bloody Gyp. Wie war er zu diesem Namen gekommen? Der Bericht in dem „New York Herald“ ließ keinen Zweifel aufkommen, daß Abe und Bloody Gyp dieselbe Persönlichkeit seien. Er war wegen Mordes, begangen in einem Tanzlokal an Rosie Swarth und Henry Koff, zum Tode verurteilt. Er war ein bekannter Voger geworden und dann ein gefürchteter Straßenräuber.

Ich beschloß ihn zu sehen. In Sing Sing konnte man aber nur Eintritt erhalten, wenn man Empfehlung hatte. Die bekam ich von einem Professor der Harvard-Universität, der dort in Sing Sing, dem berühmtesten Zuchthaus, als Psychiater und Sachverständiger für Straftaten, die psychologisch ungeklärt waren, fungierte.

Er wunderte sich zwar, welches Interesse ich an dem Abe Rochlowitz hätte, jedoch fragte er nicht weiter, weil ein Amerikaner sich gewöhnlich nicht um die Affären anderer Leute zu kümmern pflegt.

„Hallo, Doktor,“ rief mich Bloody Gyp vergnügt an, als ich in seine enge, festvergitterte Zelle trat. Sofort hatte er mich erkannt.

Er freute sich wie ein Kind, dem man etwas Schönes mitbringt. Er zeigte eine warme Zutraulichkeit wie ein junges Tier, das man im Winter aus dem Schnee in die Stube nimmt.

„Wollen Sie den Bloody Gyp sehen, den Abscham der Menschheit? Gut, sehen Sie ihn, er wird so nicht mehr lange machen. Er wird bald auf dem elektrischen Stuhl ein bißchen auszappeln. Werden Sie nicht bleich, Doktor, die Sache ist doch nicht schmerzhaft für Sie. Spaz bei Seite, Sie sind ein braver Mann. Ihr Besuch freut mich mehr wie der von irgend einem anderen. Ueberhaupt ist es langweilig hier. In der Bowery wüßte Stadtteil New Yorks) war es interessanter. Aber Sie wollen wissen, wie ich hierherkomme. Das wollen Sie wissen. Sie brauchen nicht zu reden. Ich sehe Ihnen an, Sie sind gerührt. Beileibe nicht. Nur keine Sentimentalitäten. Alles sehr einfach. Doktor, ich

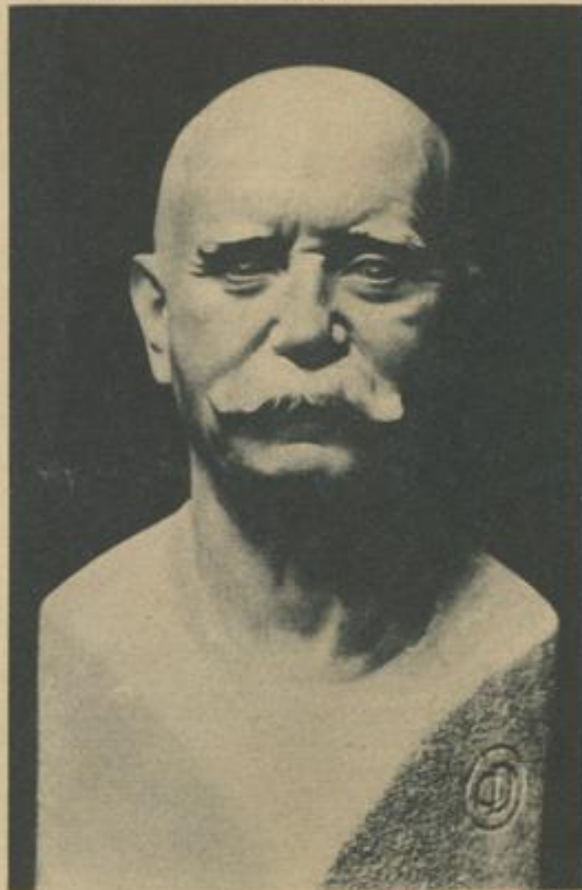
vergeße Ihnen nie, das heißt, ich habe nicht mehr lange etwas in Erinnerung zu behalten, wie Sie gut zu mir auf der „Hannover“ gewesen sind. Und ich werde Ihnen auch meine Geschichte kurz geben. Außerdem müssen Sie bei meiner Exekution sein.

Keine Erwiderung, Doktor. Sie sollen sich freuen, zu erleben, wie ein Straßenpirat im elektrischen Stuhl endet. Wie viele Ärzte können sich rühmen, dergleichen gesehen zu haben?

Sie werden dabei sein. Versprechen Sie mir das. Es wird mir die Sache erleichtern.“

Ich wußte nicht, ob ich gerührt sein sollte oder über die Ruhe des Burschen erstaunt. Ich wollte Ausflüchte machen. Aber er faßte meine Hand und drückte sie. Ich gab ihm die Zusage. Er war ein schöner Junge. Ein edler Typ. Muskellos und schlank wie ein griechischer Athlet. Zwar entstellte ihn die graue Sing Sing-Kleidung, und das geschorene Haupt sah wie ein Kegeltügel aus. Jedoch konnte man die Nase und das charakteristische Hochmütige, das Ueberlegene in seinem Wesen sofort herauswittern.

Er setzte sich auf die Pritsche.



Zeppelino-Photo-Atkin.

Eine neue Porträtbüste des Grafen Zeppelin von Professor Axel Tounhorst (Stuttgart).

„Sie sind ein Ehrenmann, Doktor. Warum waren Sie so gut zu mir damals? Mehr solche gute Menschen hätte ich finden sollen. Vielleicht würde ich nicht als der Bloody Gyp enden. Wie es gekommen ist? Einfach und kurz. Was wurde der kleine jüdische Abe Rochlowitz zuerst? Zeitungsjunge. Dann Schuhputzer. Damals merkte ich, daß ich Anlagen zum Voger hatte. Ich trainierte in dem Ostendjünglingsportklub. Schnell hatte ich die Meisterschaft in meinem Gewicht für das ganze Viertel errungen.“

Die Manager wurden aufmerksam und Abe Rochlowitz war bald eine lokale Größe. Als ich den „Knock-out-Dickie“ (= der jeden niederschlagende Richard) abfertigte, war ich mehr wie bekannt, ich wurde berühmt. Und dann kam Rosie, Sie, als Choristin in dem Ritchie-Place Theatre, umschwärmte und verehrt, zog mich allen vor. Geld brauchte ich. Ich spielte, ehrlich, unehelich und bald verdiente ich mehr in den heimlichen Klubs wie mit meinem Voger. Ich wurde erwischt. Einige Wochen Gefängnis. Und dann runter in die Unterwelt. Der Judenjunke wurde der Bloody Gyp. Der kühnste Asphaltpirat und Straßenräuber, den New York gesehen hatte. Aber keiner kannte mich. Wenn ich in den Restaurants der Broadways verkehrte, war ich Abe Robinson, der Sohn des virginischen Plantagenbesitzers Chas Robinson. Bis ich Rosie mit dem Lumpen, dem jungen Koff in Verdacht bekam. Und ich konnte nichts Sichereres er-

fahren. Sie hat mich zu dem gemacht, was ich war. Sie verschlang das Geld. Und sie sollte mich betrügen, mit diesem dünnen Laffen, dem Sohn des bekannten Seifenfabrikanten, der alle Ufer des Hudsons mit seinen häßlichen Plakaten verunstaltet. Der Koff hatte nicht den Mut, einen blutigen Vorkampf anzusehen. Diese Mißfrage sollte mich beschämen. Aber ich sammelte die Beweise. Es gehört nicht hierher, wie ich die Gewißheit erhielt. Ich fand beide — nachdem sie in Rosies Wohnung sich die ersten Stunden einer Nacht aufgehalten hatten — in Richards Salon. Sie tanzten einen Quinnohug, so hitzig und vergessen, daß man ihre Leidenschaft aus den Zuckungen der Muskeln lesen konnte.

Ich habe sie wie zwei Hunde niedergeschossen. Was schadet's? Und da kam alles ans Tageslicht. Der langgesuchte Bloody Gyp und Abe Rochlowitz alias Robinson war dieselbe Person. Aus! Doktor. Nichts von Belang. Etwas Alltägliches. Nur keine Sentiments. Sie wundern sich über meine Bildung. Oh, ich habe gelesen. Wenn Sie in meine Wohnung kommen, so werden Sie eine schöne Bibliothek finden. Ich vermachte Sie Ihnen, ebenso meine Vogerpreise.“

Er riß einen Zettel von der Zeitung ab, die auf dem Tisch lag. Er kriechte etwas drauf. Ich hielt es ein.

„Hallo, Doktor, warum so mißgestimmt?“

Er lächelte mit seinen blühenden Zähnen.

„Eine Alltagsgeschichte, was weiter drüber reden? Doktor, seien Sie vorsichtig. Nur nicht einer Frau in die Hände fallen. Sie ruinieren uns alle. Die besten Kerle am ehesten. Lachen Sie nicht. Ich bin ein Junge gegen Sie. — Doktor, Sie müssen gehen. Die Sache endet. Die angelegte Stunde ist vorbei. Also versprechen Sie mir auf Wort. Sie sind an meinem „Ehrentage“ hier. Keine Witterrede. Sie müssen da sein. Es fällt mir tatächlich leichter.“

Adieu, Doktor. Seien Sie überzeugt, ich habe Sie mehr verehrt und mehr für Sie übrig gehabt, wie für meinen leiblichen Bruder. Er lebt als reicher Mann jetzt in der Carolinestreet. Sie können dort allerlei Schleiches über mich erfahren, wenn Sie danach gelüftet.“

Die Exekution war auf 5 Uhr morgens anberaumt. Bloody Gyp hatte mir noch einen Brief geschrieben. Ich mußte kommen. Es half nichts. Die Sache war sehr einfach.

Gyp erbat sich die Erlaubnis, mir zum Abschied die Hand drücken zu dürfen. Das wurde ihm gewährt. Er schüttelte sie herzlich. Er umfaßte mich und küßte mich auf die Wange. Dann entschuldigte er sich.

Er schritt, ohne irgendwie sich umzusehen, auf den elektrischen Stuhl. Keinen würdigte er eines Blickes. Die wenigen Eingeladenen redeten kein Wort. Die Metallkappe wurde ihm auf den Kopf gestülpt. Er sah so ruhig wie in einem Klubjessel.

Bloody Gyp preßte die Füße auf die großen Elektrodenplatten. Er brauchte nicht festgebunden zu werden.

Der Exekutor drückte auf einen Kontakt. Ein leiser Ruck zuckte durch den Körper Gyps. Der Gerechtigkeits war Genüge getan.

Zu Ende war's mit Bloody Gyp.

Die Eingeladenen sprachen ihr Erstaunen aus über den Mut und die Kaltblütigkeit des Gerichteten. Sie hatten schon mehr solche Exekutionen gesehen. Sie lobten Gyp. Vielleicht würde es ihn gefreut haben.

Sein Bruder verweigerte jede Auskunft. Er wies mich nur in das Zimmer, wo die Sachen schon für mich standen, die mir von Gyp vererbt waren. Einige schöne Bronzen, ein Zigarettenetui aus Gold. Mehrere Medaillen. Ferner Bücher, Stendhal, Emerson und Walt Whitman, Nietzsche und Stirner. Fischers „Auch Einer“, ein Band Märkte und die sämtlichen Werke Heines. Noch verschiedenes andere.

Die Bände waren gelesen worden. Manches war drin angestrichen, mit Randbemerkungen. Die Bücher wurden mir ein teures Andenken. Und wenn ich sie jetzt zuweilen durchblättere, so meine ich die färblichen, harten Züge Bloody Gyps zwischen den Seiten herauslugen zu sehen, wie er mit einem überlegenen Lächeln die Abrechnung mit dem Sein machte. —



Kartenspieler in Tunis.

Phot. Schmidt u. Kunkel, Tunis.

Litfaßsäulen.

Von Arnold Höllriegel.

Der moderne Großstädter bleibt nur selten auf der Straße stehen. Höchstens vor den Schaufenstern, wenn er mit Damen ausgeht. Oder aber, wenn gerade eine endlose Wagenreihe den Uebergang unmöglich macht. Da flüchtet sich mancher aus dem wüsten Gewirr von Trams und Autos an die sichere Erde und bleibt aufatmend ein wenig vor der Litfaßsäule stehen.

Die Litfaßsäule erhebt sich wie ein ragendes Kap im Meere der Straße. Jede Welle, die heranrollt, gräbt hier ihre Spuren ein. Man kann monatelang durch eine Stadt bummeln, und man lernt sie nicht so gut kennen, wie wenn man hier und da ein Stündchen ihre Litfaßsäulen studiert. Freilich ein bißchen Ausdauer und ein philosophisches Gemüt gehören dazu. Es gibt Leute, die Seifenreklamen und Schuhplakate langweilig finden. Das sind sehr bedauernswürdige Leute. Ihnen fehlt der Sinn für das Gewöhnliche im Leben — sie werden daher niemals das Außerordentliche richtig empfinden.

Dem Schuh und der Seife, dem Kaffee und der Parfettwache, all den nützlichen Dingen, mit denen sich die Mehrzahl der Passanten den Tag über so intensiv beschäftigt — den Dingen, in deren Dienste die Autos rasen und die Straßenübergänge verstopft sind, ihnen gehört nur die kleinere Hälfte des Raumes auf der Säule. Den arbeitssamen, lauten Tagen folgen die veranlaglichen, nicht minder lauten Nächte. Die Anschläge, die sich mit diesem Teil des Lebensprogramms beschäftigen, sind schon wesentlich interessanter. Nicht gerade die Zettel der Theater. An denen interessiert den Beobachter eigentlich nur das Eine: wenn heutzutage die Kaffeeabschreiber künstlerische Plakate haben, warum verwenden dann die Kunst-Institute geschmacklose, nüchterne Bische ohne Reiz und Zier? Die kleinen, quadratischen Plakate, auf denen die „jungen Wirtinnen“ verdächtige Nachtkafale mit „reizender Damenbedienung“ empfehlen, sind wenigstens giftgrün, knallrot — man weiß gleich, woran man ist. Wenn man nur das Plakat sieht, kann man sich schon das ganze Lokal vorstellen. Das ist der Hauptreiz der Litfaßsäulen: Wer Zeit und Lust hat, kann sie so angenehm anträumen. Sie geben immer Stoff dazu in Hülle und Fülle. Wie mag es auf der „Tanzstunde ersten Ranges“ zugehen? (Man riecht förmlich die Pomade!) Welche Tragödie hat Mar verursacht der zurückkehren soll, denn

„die Angelegenheit ist geregelt“? Hängt ein Roman an dem mit drei Türkisen geschmückten Armband, das auf dem Wege zum Postamt verloren wurde? Der ehrliche Funder soll „ohne nähere Nachfrage“ einen furchtlichen Funderlohn erhalten; es ist ein „für die Verliererin wertvolles Andenken“. Andenken woran, Andenken an wen?

Ueberhaupt diese verlorenen Sachen. Manchmal klebt eine ganze lange Liste an der Säule. Es ist einfach unglücklich, was man finden könnte, wenn man suchen wollte. Klapperichlangen werden verloren, Dynamomaschinen, amputierte Gliedmaßen in Spiritus. Man merkt für gewöhnlich nicht einmal, was für abenteuerliche Dinge närrische Leute auf der Straße spazieren tragen. Aber an der Litfaßsäule landet eben alle Narrerei, die sonst ziellos auf dem Ozean der Straße umhergeschwimmt.

Zum Beispiel die merkwürdigen Bücher, die da angekündigt werden. Einer hat das Problem des Weltfriedens endlich gelöst und bittet den Wanderer, der da vorbeigeht, in inbrünstigen Tönen, das große Werk doch zu unterstützen und die sensationelle Broschüre zu kaufen. Wer mag so etwas schreiben? Ein phantasiebegabter Spekulant? Oder aber ein verirrter Schwärmer in irgend einer Dachkammer, der sein letztes bißchen Geld für das Plakat ausgegeben hat? Es ist klein und bleibt immer nur einen Tag an der Säule.

Es muß zahllose Vereine dieser Art geben, die irgendwo in kleinen Vorstadtneichen bei Weißbier und Margarine stillen das Welttrübsal lösen. Am geheimnisvollsten erschien mir immer ein Verband, dessen Plakate ich oft in Berlin sah. In der ersten Zeile steht: „Cum! Cum!“ Sonst nichts. Darunter steht: „Armee des Einen! Dann: „Kamerad Johannes spricht über —“ (über die Gottidee oder über den Hahnenreiß der Soldaten). Die letzte Zeile heißt: „Alle Freunde der Einheit und Freiheit werden eingeladen, zu erscheinen. Der Führer Johannes.“ Und unten am Rand des Plakates wieder: „Cum! Cum!“

Nicht etwa: Um! oder: Hum! Nein, Cum! mit mystischem „Du“.

Was sind diese Leute? Anarchisten? Kirchliche Sektierer? Eine Tur-Gesellschaft? Oder einfach unflare Schwärmer?

Unwillkürlich wandert ein Gedanke nach Rom, in die

Katakomben, wo naive Gläubige unverständliche Monogramme ihres Gottes in die Wände graviert haben. Heutzutage werden die Religionen gedruckt und am nächsten Tage reißt sie der Plakatonkleber wieder von der Litfaßsäule. Und doch: zwei Tage später verkündet die Säule einen neuen Traum, klebt zwischen den Kaffeeplakaten eine neue Zehnucht, Verheißung, Erlösung. Man kauft den Kaffee und kümmert sich nicht um die Erlösungen.

Die Litfaßsäule kann nichts dafür. Unser Leben ist praktisch. Sie ist der letzte Herold der Romantik.

Steckenpferd-Seife
ist die beste Lilienmilch-Seife
für zarte weiße Haut
und blendend schönen Teint!

Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

WAFFEN
aller Art wie Jagd- u. Scheibengewehre, Teichlinge u. Vogelfinten, Revolver u. Pistolen, Munition u. Jagdgeläse erhält. Sie von uns geg. bequeme Monatsraten
ohne Anzahlung
fünf Tage zur Probe
Verlangen Sie sofort unseren neuesten, reich illustrierten Waffenkatalog 1914 gratis. Postkarte genügt!
Bial & Freund, Postfach 979/213 Breslau

Fettiges Haar
muß mindestens einmal in der Woche mit dem bekannten **Schwarzkopf-Shampoo** (Paket 20 Pfennig) gewaschen werden. Die Kopfhaut wird hierdurch von den auflagernden abgestoßenen Hautschuppen, von Staub und Schmutz befreit, schädliche Keime, die den Haarwuchs herbeiführen, werden in ihrer Entwicklung gehemmt und abgetötet. Das Haar erhält seinen natürlichen Glanz und üppige Fülle. Gegen vorzeitiges Ergrauen, zur Kältigung des Haarwuchses, auch zur Erleichterung der Frisur nach der Kopfwäsche behandelt man Kopfhaut und Haare mit **Peruyd-Emulsion** Flasche M. 1.50. Probeflasche 60 Pf.
Erdtlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerie- u. Friseur-Geschäften.

Sommersprossen entfernt nur **Crème Any** in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch: es wird Sie nicht reuen! frko. M. 2.70 (Nachn. 2.95). Gold-Medaille London, Berlin, Paris, 1882 notari. beglaub. Dankschreib. bes. hierf. nur die Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg 106. Elb. Dep. in Frankfurt a. M. Engeli-Apotheke, Gr. Friedbergerstr. 46.

Aus dem Innern Tibets.

Vor wenigen Tagen ist die tibetische Konferenz geschlossen worden, ohne daß sie die auf sie gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt hätte. Die vor allem zwischen China und Tibet schwebenden Streitfragen hatten also immer noch ihrer endgültigen Lösung. Tibet, das mächtigste Hochland der Erde, ist ein hochinteressantes, immer noch zu wenig bekanntes Land. Es sei darum kurz China's über seine Natur und seine Bewohner verzeichnet. Es hat die stattliche mittlere Höhe von 4500 Meter. Flüsse von 5000 Meter Höhe sind etwas Gewöhnliches. Der Tsangri Kor, der größte See des Innern liegt 3900 Meter hoch. Die dem Himalaya benachbarten Gipfel steigen bis auf 7700 Meter. Der Himalaya enthält bekanntlich die höchsten Berge der Erde. Die gewaltigste Erhebung ist 8840 Meter. Die Bevölkerung Zentralasiens, die durchaus der mongolischen Rasse angehört, scheidet sich jedoch nach den drei hauptsächlichsten Teilen Zentralasiens, der Mongolei, dem Tarimbecken und Tibet in drei große Abteilungen. Die Tibetaner werden zwar meist der mongolischen Rasse zugezählt, sind aber offenbar ein eigenartiges Volk, vielleicht ein Mischvolk zwischen Mongolen und Indern. Für diese Mischung spricht die seltsame Halbkultur der Tibetaner. Von den mongolischen Chinesen erhalten sie ihre Stellung im Volksgewühl Asiens, von den Indern empfangen sie den Buddhismus, der sich bei ihnen so üppig entwickelt und so sehr alle Lebensverhältnisse durchdrungen hat, daß man Tibet als den Kirchenstaat Asiens bezeichnen könnte. Die Regierung führt eine aristokratische Oligarchie, aber unter dem Einfluß der Lamas, der Geistlichkeit, welche die eigentliche Herrschaft im Lande ausübt. Wie rege das kirchliche Leben in Tibet ist, kann man zum Beispiel daraus ersehen, daß allein die um Lhasa liegenden Klöster etwa 16 000 Mönche beherbergen. Seit dem 15. Jahrhundert befindet sich der Sitz des buddhistischen Oberhauptes in Ti-



Statue einer auf einer Lotusblume thronenden Göttin.
(Aus einem tibetischen Kloster).

bet und die Institution des Dalai Lamas verdunkelte bald den Glanz der weltlichen Klänge. Die Chinesen hatten bisher die politische Herrschaft über Tibet fast vollständig in Händen, wenn auch mehrere tibetische Minister und ein weltlicher tibetischer Regent offiziell die Geschäfte führten. Es konnte aber von ihnen keine Maßregel ohne Zustimmung des chinesischen Residenten ausgeführt werden. (Natürlich haben auch die Engländer durch den Vertrag vom Jahre 1904 die Hände mit im Spiel). Die einzige größere Stadt Tibets ist das schon erwähnte Lhasa. Es liegt in einer 3600 Meter übersteigenden weiten Ebene auf einer flachen hohen Terrasse und wird von einer breiten Straße umgeben, auf der die Meter alle zwei bis drei Schritte niederknien, oft 3000 mal an einem Tage. Der Glanzpunkt Lhasas ist der große buddhistische Tempel. Seit dem Aufkommen der Lehre von der Inkarnation Buddhas im Dalai Lama ist Lhasa ein großartiger Wallfahrtsort für die buddhistische Welt geworden. Unter zweites seltenes Bild zeigt die große „Dzashah-Göhen“, die man jeweils erst aufbaut (sie sind 100 Fuß hoch), um dann ihnen zu Ehren alljährlich ein großes Volksfest zu veranstalten. Das diesjährige Fest fand vor kurzer Zeit in Dzashah statt und entspricht unseren deutschen Jahrmärkten oder Messen. Es dauert etwa zwei Wochen und die Bevölkerung führt dabei unter den riesigen Göhenbildern religiöse Zeremonien aus. Das Fest schließt mit der Verbrennung der Göhen, deren Köpfe zu diesem Zwecke mit teerdurchtränkter Watte und anderem Material gefüllt sind. Die abbrennenden, unheimlichen großen Gestalten werfen wie Riesenfackeln lobenden Schein über das abendlich-dunkle Land, und die Herzen der von den mystischen Zeremonien gepackten Menschen erfüllen geheimnisvolle Schauer beim Anblick ihrer in Flammen aufgehenden, gigantischen Götter, von denen sie Hilfe erwarten!



Die Dzashah-Göhen, die alljährlich als Riesenfackeln angezündet werden. Sie sind hundert Fuß hoch.

Leipziger Verlags-Büro.

Die Mode.

Von den großen Pariser Rennen.

Neben der sportlichen haben die großen Pariser Renntage auch eine zweite, ebenso, ja vielleicht noch weittragendere Bedeutung. Sie gelten als die große Revue der Mode, zu der sich die Modewelt des gesamten mondainen Weltalls einfand, die grundlegend ist nicht nur für das, was für die Gegenwart als modern gilt; sondern auch, und was noch wichtiger ist, für Moden, die da kommen sollen.

Es war wieder das alte, internationale und glänzende Bild, der Bedeutung des Tages entsprechend etwas mehr als sonst üblich mit Rautequins durchsetzt, denn die bedeutendsten Pariser Ateliers und der Kopierfurcht wegen davon abgetrennt, jede Woche auf dem grünen Rasen das Extrakt ihrer Wochenarbeit vorzuführen.

Von den bemerkenswerten Toiletten war unbedingt jene der bekannten Mademoiselle Zorel zu erwähnen. Aus lichtem brodierten Musselin gearbeitet, war sie mit einer breiten Kailbandschärpe versehen, deren marre Ton an die Vorliebe des zweiten Kaiserreiches erinnerte. Ihre Kolleginnen, Mademoiselle Haber und Dorgere glänzten in gleichen Schärpentoiletten, die eine in weiß, die andere in einem neuen hellen grün.

Von den großen Schneidermodellen wäre ein glänzendes Kleid von Worth, blau-grün changierend zu nennen, und eine Robe von Varré, ganz in weiß, aus Seidenmulline, mit Zatingarnitur und passendem Schirm versehen. Martial und Armand vor allem aber hat den Vogel abgeschossen. Gegenüber den übrigen Tunique und geblitzten Toilettengeures bilden seine Modelle wirkliche Neuheiten, bemerkenswert auch durch die Art der aparten, kreisförmigen Bandblendengarnitur.



Phot. Talbot, Paris.

Spizentollette mit Taftschärpe und weißem mit Strauß garniertem Canottier.



Phot. Talbot, Paris.

Tüllspizentollette mit gemusterter Tunique, kleinen Samtbandschleichen und schwarzem Samthut.

Von Doucet gab es Bolantoroben zu bewundern, die nach vorne eingenäht gerast waren und Gallot zeigte Spizentoroben, deren Effekte durch lichten Kailinüberzug noch besonders hervorgehoben waren.

In Hüften war allgemein der Samthut zu sehen. Es war ein eigenartiges Bild, das der lichten, hellen Sommerroben im Gegensatz zu den winterlichen, aber doch so kleidsamen und schmeichelnden schwarzen Samthüten. Als Garnitur sah man hauptsächlich flache Plumen und vorwiegend Rosen verarbeitet, ebenso Reiterfantaisies, Humidi-Garnituren, Fischreiter, alle möglichen Fantasiegehecke und vor allen Dingen Bandschleifen aus antiken Noires oder Chines und auch Satin und Taftqualitäten. Auch für Kail wird seitens eines bedeutenden Modellhauses eifrig propagiert.

Was wirklich gehen wird, läßt sich schwer heute voraussagen.

Es wird jetzt erst geföhrt, was die große Rennmode an neuen Ideen gebracht und übermittelt hat. Auch das gewonnene Resultat bildet dann vielleicht erst die Unterlage für jene Mode, die binnen kurzem vor uns treten, uns überraschen wird. In wenigen Wochen ist die große Campagne der Bade- und Strandaison zu Ende. Neue Aufgaben und neue Pflichten harren der mondainen Frauenwelt und man darf schon heute sagen, sie werden mit ebensoviel großem Geschick und Talent erfüllt werden, wie zur jetzigen Jahreszeit, die uns — abgesehen von wenigen Uebertreibungen — sicherlich eine unvergleichlich schöne und kleidsame Mode gebracht hat.

Esiane, Paris.

Schach.

Verarbeitet von J. Kieco.

Die nachstehende Partie wurde im Petersburger Turnier am 6. Mai 1914 gespielt.

Spanische Eröffnung.

Capablanca.	Blaschke.	13. e2-e3	c5-c4
1. e2-e4	2. d4	14. Lh3-c2	d4-c3
2. Sg1-f3	3. Sg8-e6	15. b2-c3	Dd8-a7
3. Lf1-b3	4. Sc6-d4	16. Le1-d2	Le8-g4
4. Sf3-d4	5. e5-d4	17. d3-d4	Da5-b6
5. 0-0	6. g7-g6	18. Ta1-b1	a7-a6
		19. h2-h3	Lg4-f5
		20. g2-g4	Lf5-e2
		21. Dd1-c2	f7-f5

Schwarz ist zu diesem seine Stellung schwebenden Anzeigungen, denn es drohte f4-f5 mit sehr hartem Angriff.

Weiß kann sich ungehindert die Vorbereitungen zu einem vernünftigen Angriff treffen, wodurch Schwarz gar keine Gegenchancen hat.

22. Kf1-g2 Se7-c6

Weiß kann sich ungehindert die Vorbereitungen zu einem vernünftigen Angriff treffen, wodurch Schwarz gar keine Gegenchancen hat.

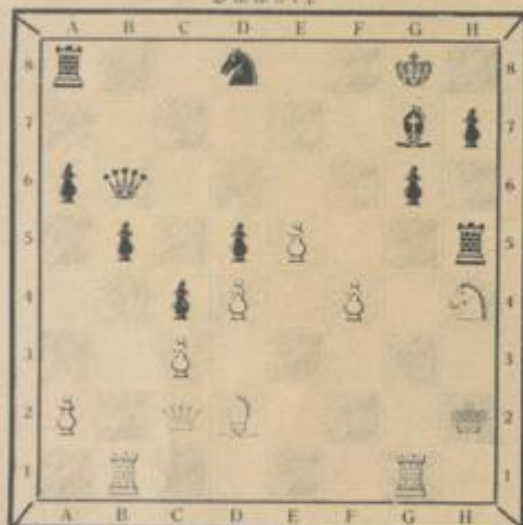
23. Tf1-g1 Se6-d8

24. g4-f5 Tf8-f5

25. Sf3-h4 Tf5-h5

Auf andere Züge folgt f4-f5!

Stellung nach dem 25. Zuge von Schwarz.



Weiß.

26. Sh1-g6?	Tg1, Th7, 29. f5 und Weiß
27. Tg1-g6	28. Tg4-g7 Kg8-g7
28. f5-f6	29. Tb1-g1 Kg7-f8
29. Dd1-c2	30. Dc2-g6 Th5-h3
30. Dc2-g6	31. Kh2-h3 Schwarz gibt auf.

Aufgabe Nr. 5 wurde ferner richtig gelöst von: A. Hildebrandt in Mannheim.

Rätselhafte Inschrift.



Diamanträtsel.

a a a
b b b b
c c c c c
d d d d d d
e e e e e e e
f f f f f f f f
g g g g g g g g
h h h h h h h h
i i i i i i i i i
j j j j j j j j j
k k k k k k k k k
l l l l l l l l l l
m m m m m m m m m
n n n n n n n n n n
o o o o o o o o o o
p p p p p p p p p p
q q q q q q q q q q
r r r r r r r r r r
s s s s s s s s s s
t t t t t t t t t t
u u u u u u u u u u
v v v v v v v v v v
w w w w w w w w w w
x x x x x x x x x x
y y y y y y y y y y
z z z z z z z z z z

Die Buchstaben sollen betriebsmäßig geordnet werden, daß die waagerechte und senkrechte Mittel-Linie gleichlaufend den Namen eines bekannten Meeres nennt. Die übrigen Reihen nennen, aber in anderer Reihenfolge, einen Nebenfluß des Trau, ein deutsches Land, einen Ort in der Schweiz, eine Stadt am Rhein, ein Metall, ein Getränk, eine astronomische Bezeichnung und eine Waffe.

Quadrat-Rätsel.

Werden die nachstehenden Quadrate richtig angeordnet, so findet man ein Zitat von Goethe.

he	hr	ide	ede	rme	hnt
bbu	ut	da	nie	etc	

Silbenrätsel und Akrostichon.

a, a, an, au, av, bin, bern, ber, burg, ber, bus, der, ei, er, gen, gen, li, lin, mar, mos, re, rich, sin, ter.

Aus vorstehenden 24 Silben sollen zwölf Wörter von folgender Bedeutung gebildet werden: Komponist, bekannter Sozialdemokrat, Rätselart, Baum, biblischer Name, Beamter, musikalische Bezeichnung, Stadt in Anhalt, Stadt am Rhein, Strom in Ahen, Gebirgsformation, europäische Hauptstadt.

Setzt man vor jedes der Wörter einen Buchstaben, so nennen die Anfangsbuchstaben der dann entstehenden Wörter richtig geordnet, ein Kriegsschiff.

Auflösungen.

Rätselsprung.

Wie lautet meine Seele
Und singet in sich
Kann doch ich's verhehle
So glücklich bin ich.

Zu eng wird das Zimmer.
Wie glänzt das Feld.
Die Taler voll Schimmer.
Wie herrlich die Welt.

Göteborg.

Dezernat.

Bild umdrehen: Die Eigentümerin des Briefes steht rechts vom alten Zerk.

Nachdruck verboten.

Haus und Küche.

In der warmen Jahreszeit legt man sich nicht gern größere Kuchen als Vorrat bereit, da sie zu leicht austrocknen. Erwartet man jedoch Gäste und will gern etwas Selbstgebackenes vorlegen, dann werden die nach folgenden Rezepten recht gute Dienste leisten.

Springkuchen. 1/2 Pfd. zerlassene Butter, 1 Tasse Wasser, 1/2 Pfd. Mehl und 3 Eier rechnet man zu einem schmackhaften Teller voll des lockeren Gebäcks. Nachdem Wasser und Butter zum Kochen gebracht, gibt man, vom Feuer genommen, das Mehl unter ständigem Rühren dazu, schlägt es auf dem Feuer, bis sich die Masse vom Topf löst, läßt abkühlen, gibt die Eier dazu, füllt in die Kuchenform, oder statt dessen in eine Zute von Pergamentpapier, an der man die Spitze wegschneidet, spritzt mit Zucker in lockendes Fett, so daß sich ein Ring bildet, backt diesen braun und wendet ihn nach dem Abtropfen mit feinem Zucker, wenn man nicht vorzieht, eine Glasur überzuziehen. Das Backen geht rasch von statten.

Einfache Krepplchen. 1 Ei, 1 Tasse Zucker, eingebackene Butter, 2 Tasse Mehl, etwas Rum, eine Mehlspitze voll Backpulver und so viel Mehl, daß der Teig sich gut ausmangeln und röhren läßt. In Streifen geformt und im Schmalz gebacken, nach dem Abtropfen mit Zucker und Zimt bestreut, finden sie sicher warm und fast Auktion.

Zaunermilchkuchen. 1 Tasse dicke Milch mit Zahne rührt man mit Zucker, wenig Salz und Vanillin, 1/2 Tasse Backpulver und dem nötigen Mehl zu steifem Kloß, nicht mit einem kleinen Teller Bällchen ab, backt sie in heißem Schmalz auf beiden Seiten hellbraun und bestreut sie mit Zucker und Zimt. Diese Kuchen sind auch als gefüllter, geronnener Milch zu backen, die man auf diese Weise trefflich verwenden kann.

Zuddentische Sträuben. 1 Tasse Zucker, 1 Tasse Mehl und wenig kaltes Wasser rührt man zu dicklichem Brei, der aber noch flüssig sein muß, gibt 1 Ei weiß dazu, füllt den Teig in einen Trichter und läßt ihn hin und her in heißes Fett laufen, in dem er schnell hellbraun gebacken wird. Mit Zucker und Zimt bestreut, heiß serviert, schmecken diese Sträuben sehr gut auch zu Kompott.

Wasserlede auf Möbeln entfernt man durch eine Mischung von Öl und Salz, die man mittels eines Korbes tüchtig auf den Flecken verreibt und dann mit einem wollenen Lappen nachreibt.

Unansehnlich und gelb gewordene Kompottschüsselchen aus Glas werden schon klar, wenn man sie mit kaltem Seifenwasser und etwas Borax aufs Feuer setzt, recht heiß werden läßt, dann abkühlt, tüchtig abreibt und mit klarem Wasser nachspült.

Vorzüglichen Tafelkess kann sich jede Hausfrau selbst bereiten, wenn sie 1/2 Pfd. gelbes, 1/2 Pfd. schwarzes Zerkmehl mit 1/2 Pfd. Zucker, 10 gr Ziment, 10 gr feinzerhackten Gewürznelken und halb guten Weißwein, halb guten Weißessig solange rührt, bis die Masse innig verbunden und salbenartig geworden ist. In kleine Büchsen gefüllt und gut verbunden, ist dieser Tafelkess nach 8-10 Tagen zu verwenden.

Humor.

Das letzte Mittel.

Nachdem der Arzt mit großer Geduld lange Zeit zugehört hatte, was seine schöne Patientin ihm sagte, unterbrach er sie: „Zeigen Sie mir Ihre Zunge!“ Die Patientin gehorchte, und dann sagte der Arzt: „Nun bitte ich Sie, die Zunge so zu halten, bis ich Ihnen gesagt habe, was ich zu sagen habe.“

Gleicher Erfolg.

In einem Irrenhaus sieht eine Besucherin zwei Insassen mit verzweifelter Miene in einer Ecke sitzen. Auf ihre Frage, wie die beiden so elend hätten werden können, antwortete der Arzt: „Ach, das ist eine sehr traurige Geschichte. Der eine verliebte sich in ein Fräulein, ward um sie und ward abgewiesen, und so verlor er den Verstand vor Schmerz. Der andere dagegen wurde wahnsinnig, weil dasselbe Fräulein ihn erblickt und geheiratet hatte.“

Anspruchlose Gäste.

Mit einem diskreten Stirnrunzeln sieht der Kellner des Gartenträgers einen Mann, eine Frau und drei Kinder eintreten. Mit hochgezogenen Brauen wendet er sich mit der Vorurteil, die einem würdevollen Kellner so wohl ansteht, dem Tisch, an dem sich die Gesellschaft niedergelassen hat, aber noch ehe er eine Frage stellen kann, erhält er die Bestellung: „Wasser und Gabel, Teiler und irisches Wasser bitte!“ Im tiefsten Herzen verwundet stürzt er davon, um den Herrn Geschäftsführer von dem unerhörten Vorfall Meldung zu erstatten. Der eilt herbei, um den seltsamen Gästen Klar zu machen, daß man im Restaurant was bestellen müsse. Schon haben die Gäste aus ihren Tischen Butterbrote und kaltes Substanz ausgepackt. „Sind Sie der Geschäftsführer?“ „Ja, und ich komme, um Ihnen...“ „Ja, sagen Sie mal, warum spielt denn hier keine Musikapelle?“

Schüttelreime.

Zum Mettern in dem alten Weinberg
Bracht jedermann ein gutes Weinwert.

Karl wanderte im Rhein-Gebiet,
Als ihm ein Frosch aus Bein geriet.

A. B.



Darstellung der stillen geistlichen Beschaulichkeit.
Figuren vom Chorgestühl der St. Theobaldskirche zu Thann i. E.

Phot. Z. Kohn, Frankfurt a. M.

Bilder aus Togo.

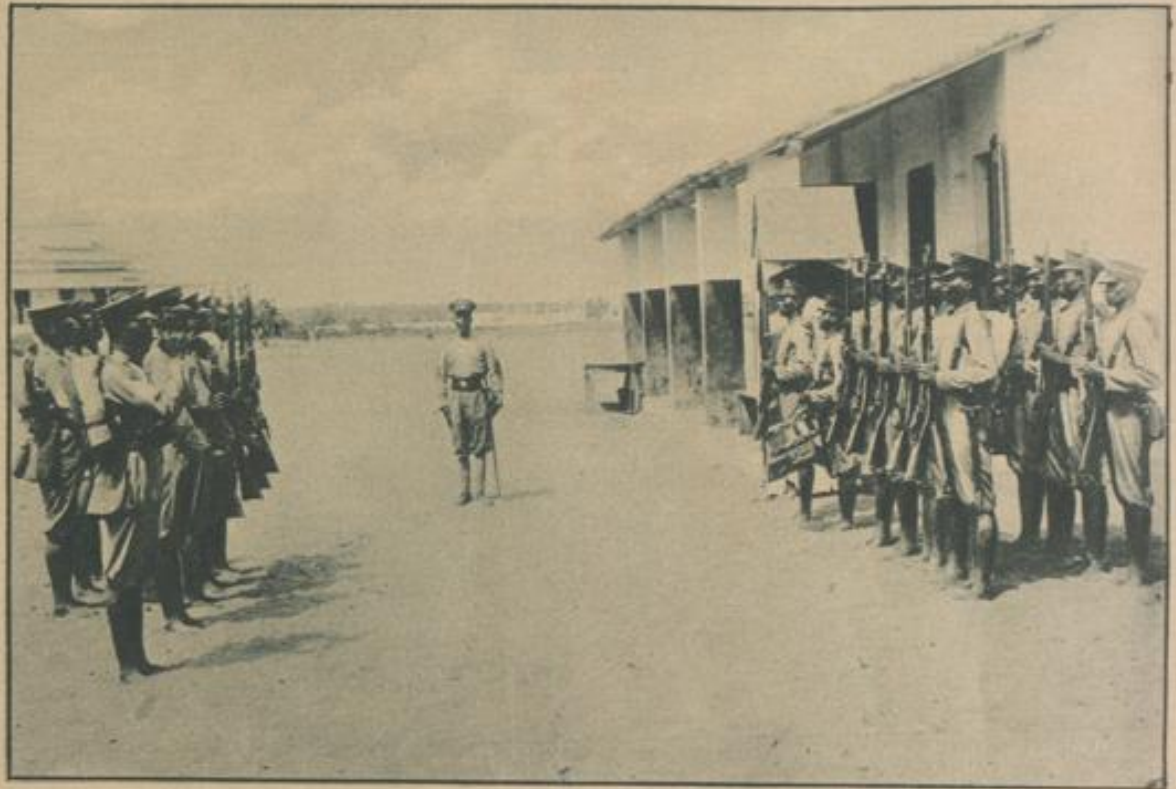


Drei Togolshöne in Gala.

Togo, das deutsche Schutzgebiet in Westafrika mit seiner 36 Kilometer langen Küste, gehört nicht zu den von Natur reich bedachten Gegenden. Das Klima wirkt wegen des hohen Feuchtigkeitgehaltes der Luft erschöpfend und ist trotz der herrschenden Seewinde periodenweise recht ungesund. Am gesündesten ist es in Lomé, wo auch unsere Bilder aufgenommen sind und wo sich ein reges Eingeborenleben entfaltet hat. Die Bevölkerung ist fleißig und geschickt im Ackerbau, in der Weberei, der Töpferei und im Handel. Lomé gehört zu den Haupthandelsplätzen an der Küste und ist in den letzten Jahren bedeutend gewachsen. Die Ausfuhr beträgt bereits mehrere Millionen. Das Be-

streben der Kolonialverwaltung geht dahin, den Handel des Hinterlandes durch Anlegung breiter Karawanenstraßen direkt nach der Küste zu leiten. Von der Sklaverei aus werden Landserzeugnisse in großen Mengen verladen, und zwar vor allem Palmkerne und Kakaobohnen. Die großen Kafforeien, denen das Öl von den Eingeborenen geliefert wird, säubert es von den vielen Verfälschungen, die es bei den Eingeborenen erlitten hat, und macht es fertig zur Verschiffung. Die Kampftruppe besteht zum Teil, wie unser Bild zeigt, aus Eingeborenen, und die sehen nicht minder stramm in Reih und Glied wie ein Sohn der Ufermark oder der vorderen Gefilde. Einen wesentlichen Bestandteil der Eingeborenen bilden die Hausas. Eine der größten Städte des Togolandes ist die heilige Fetisch-Stadt

Be, die bekannt ist wegen der Zauberkräften, die den Weissen bereitet werden, die die Stadt beherrschen wollen. Be ist die Hauptstadt des zur englischen Kolonialdomäne gehörigen Anlogobietes. Sie ist dem Kriegsgotte Nissola geweiht. Wer in die Stadt will, darf ehrens nicht reiten und wechelt mit ihm wie ein Eingeborener leiden, das heißt er muß sich entkleiden. Wer das unterläßt, läuft Gefahr, wenn auch nicht getötet, so doch schwer mißhandelt zu werden. Zur Bekleidung brauchen die Eingeborenen nämlich kein Modemagazin. Die jungen Mädchen sind meist nur mit einem „Zschibo“ bekleidet, der auf dem Rücken zusammengebunden wird. Aber selbst bei den noch nicht von abendländischer Kultur verübten Neuern findet man ein feines Gefühl für Taft und Würde.



Eingeborene Soldaten auf Wache.



Fetischhain in Be bei Lomé.

Phot. Hans Zimmer, Berlin.

Das Letzte vom Tage.



Hof-Attelée Hirsch, Karlsruhe.

Wilhelm Wassermann,
das langjährige Mitglied der Karlsruher Bühne, schied
vom Theater, um sich seinen Vorträgen zu widmen.

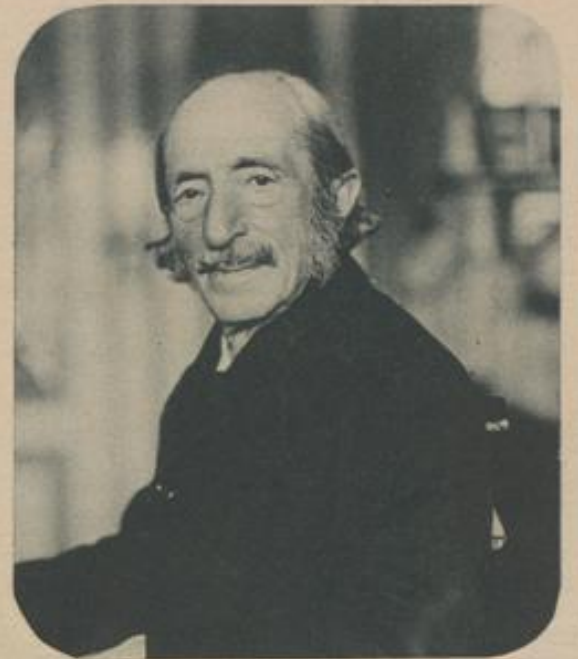


Phot. J. Gerlach, Berlin.

Das Denkmal für den franz. Dichter Victor Hugo in Guernsey.

Die Darmstädter leichtathletischen Wettkämpfe.

In Darmstadt fanden am Samstag und Sonntag leichtathletische Wettkämpfe statt, die von dem Fußballklub „Olympia“ veranstaltet wurden. Der Großherzog von Hessen hatte das Protektorat übernommen und wohnte am Sonntag von Anfang bis zum Ende dem Meeting bei. Er hatte auch einen Ehrenpreis für die 3000 Meter Stafette gestiftet, welcher vom Turnsport 1897 Frankfurt, der leichtathletischen Abteilung des Frankfurter Fußballklubs gegen „Phönix“, Mannheim und „Fialz“-Ludwigshafen gewonnen wurde. Der Großherzog überreichte mit anerkennenden Worten am Schluß der Veranstaltung den drei Frankfurter Siegern, die wir hier im Bilde bringen, den wertvollen Pokal. Vom Publikum wurde der Sieg der Frankfurter Mannschaft mit großem Beifall aufgenommen. Der Frankfurter Verein kam auch noch durch sein Mitglied H. W. Müller zu Siegesehren, der im Diskuswerfen und Hammerwerfen die besten Leistungen erzielte.



Phot. Scher u. Co., München.

Julius Rodenberg,

der bekannte Schriftsteller, der 40 Jahre lang die „Deutsche Rundschau“ geleitet hat, ist im Alter von 84 Jahren am 10. Juli gestorben.



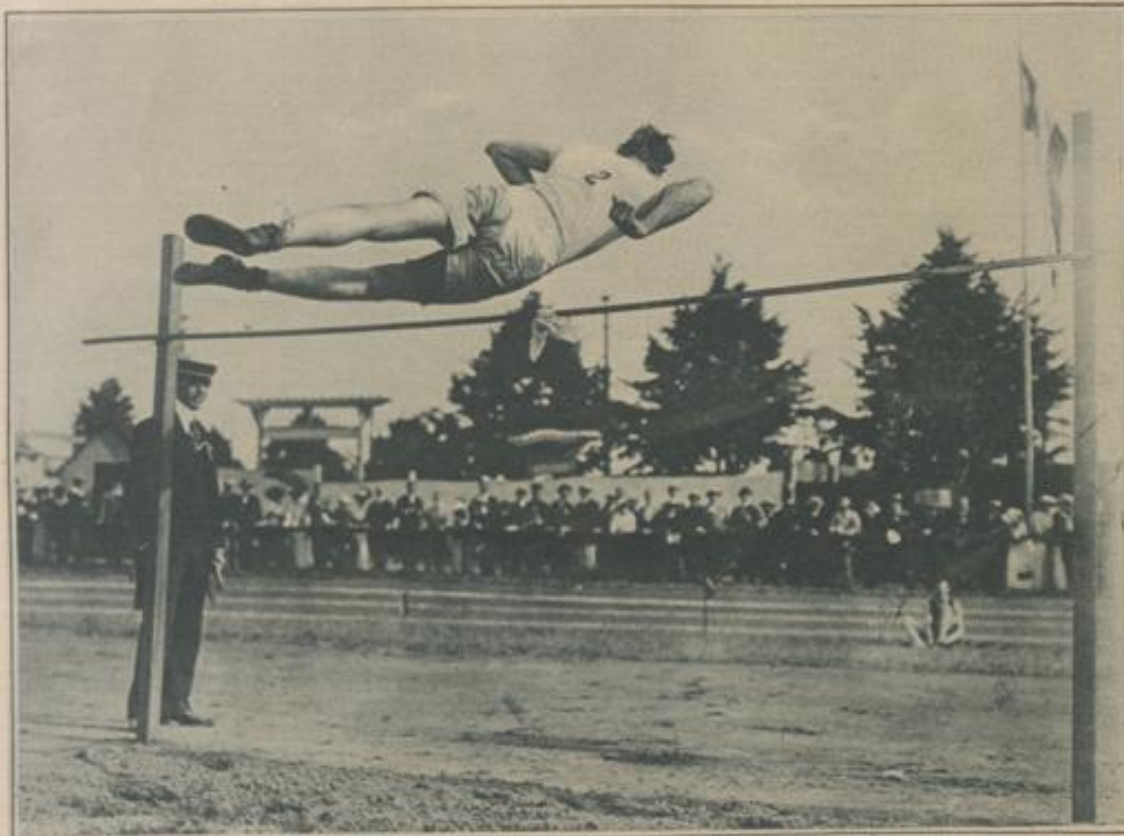
Phot. Zennaro, Berlin.

Fürst und Fürstin Bülow in Nordern,
wo sie seit Jahren den Sommer verbringen.



Phot. Reich, Frankfurt a. M.

Die Darmstädter leichtathletischen Wettkämpfe.
Der siegreiche Frankfurter Verein: Turnsport 1897.



Phot. W. Brauer, Berlin SW

Ein eleganter Hochsprung: ausgeführt von dem Amerikaner Otter.

Großes Internationales Meeting des Berliner Sport-Klubs.



Phot. H. Zennaro, Berlin SW.

Ein harter Endkampf im 400 Meterlauf zwischen dem Amerikaner Baker und Herrmann vom Berliner Sportklub. Am Sonntag, den 12. Juli veranstaltete der Berliner Sportklub ein großes Internationales Meeting. Es war wieder einmal erste amerikanische Klasse am Start. In den einzelnen Konkurrenzen kam es zu recht harten Kämpfen. Altheister Rauch schlug den Amerikaner Patterson im 200 Meter-Lauf.